

Machos für den Dschihad
Psychologe Ahmad Mansour über das Männerbild der islamistischen Propaganda. **HINTERGRUND 2**

Virtuose Künstlerin
Corin Curschellas erhält den Bündner Kulturpreis. «reformiert.» hat sie in Rueun besucht. **REGION 4**



Foto: Wikimedia Commons

Lange Schatten
Eine Reise nach Berlin mit dem Sohn des Mannes, der den Nazi Adolf Eichmann verhörte. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 4/April 2018
www.reformiert.info

«Wir sind nicht nur wütend, sondern vor allem ratlos»

Wirtschaft Auch im Jahr 2018 ist Lohngleichheit zwischen Männern und Frauen ein frommer Wunsch. Während im Parlament Lohnkontrollen gescheitert sind, reagiert die reformierte Kirche in Zürich.

Eigentlich ist es klar geregelt: Seit 1996 schreibt ein Gesetz die Lohngleichheit von Mann und Frau vor. Ende Februar befasste sich nun der Ständerat mit einem Vorschlag zur Umsetzung dieser Vorgaben: Betriebe mit mehr als 50 Mitarbeitenden sollten alle vier Jahre ihre Lohnstruktur überprüfen lassen. Dadurch würden etwaige Ungleichheiten offengelegt und könnten angepasst werden. Doch der Ständerat wies das Geschäft zurück: zu viel Aufwand, zu viel Kontrolle, zu wenig erfolversprechend.

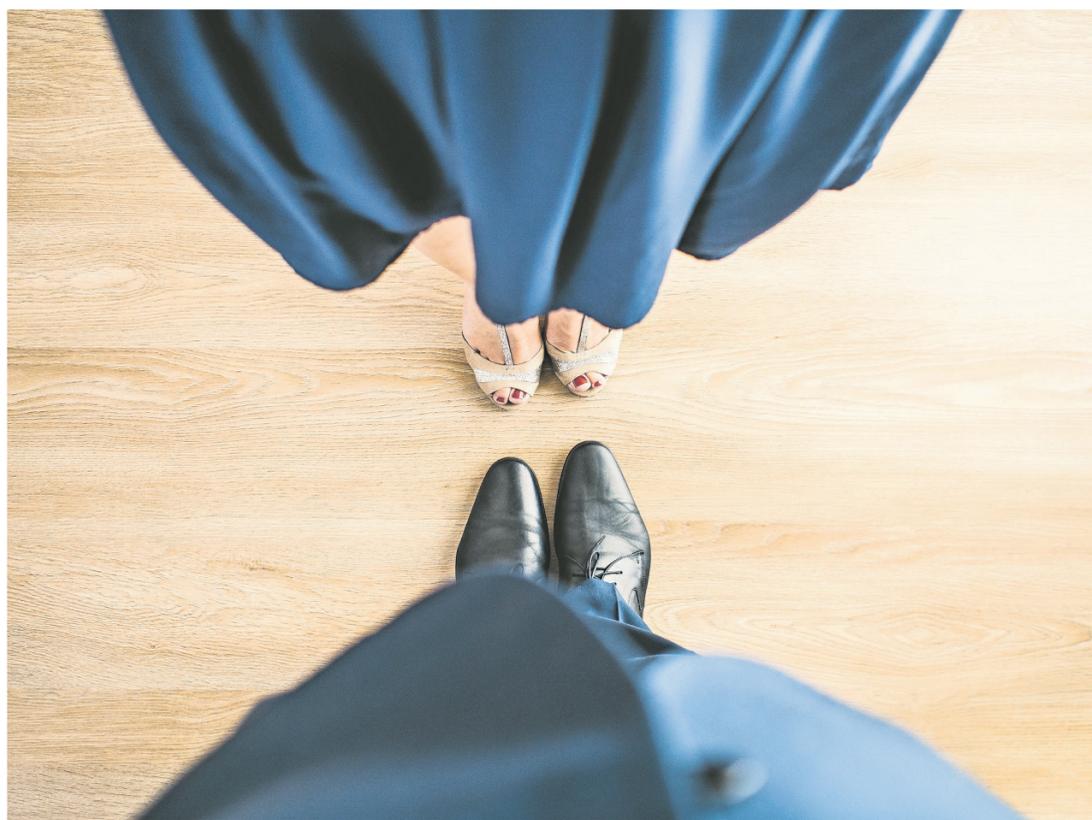
Eine Woche später, am 8. März, dem Weltfrauentag, protestierten in mehreren Schweizer Städten Frauen und Männer gegen die verfassungswidrige Lohnungleichheit. Unter den Protestierenden war Dorothea Forster, Präsidentin der Evangelischen Frauen Schweiz. «Wir sind nicht nur wütend, wir sind vor allem ratlos», sagt die Frau, die sich seit Jahrzehnten für Gleichstellung einsetzt. «Seit 37 Jahren hören wir dieselben Argumente. Die Zeit der Freiwilligkeit ist längst vorbei.» Einmal mehr stellt sie die Frage: Wie lassen sich patriarchale Bilder, die Denken und Handeln von Männern und Frauen beeinflussen, endlich aufbrechen? «Kaum mehr jemand ist gegen Gleichstellung. Nur im Portemonnaie wirkt sich das bisher nicht aus.»

Lohnpraxis im Selbsttest

Tatsächlich verdient eine Frau aktuell laut den Statistiken des Bundes durchschnittlich 18 Prozent weniger als ein Mann. Im öffentlichen Sektor, zu dem auch die Kirchgemeinden gehören, macht die Lohn Differenz knapp 17 Prozent aus. Davon lassen sich 58 Prozent der Differenz durch objektive Faktoren wie Funktion, Dienstjahre oder Ausbildung erklären. 42 Prozent bleiben jedoch unerklärt und stellen eine potenzielle Diskriminierung aufgrund des Geschlechts dar.

«Die Zahlen basieren auf einer breiten Grundlage», betont Patric Aeberhard vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Mann und Frau. Die Lohn Daten werden bei rund 30 000 Unternehmen erhoben. «Die Zahlen zeigen, dass der Lohnunterschied seit 1994 zwar kleiner wurde, der nicht erklärte, also potenziell diskriminierende Anteil jedoch stagniert.»

Wie sieht es bei den reformierten Landeskirchen aus? Die Umfrage im Verbreitungsgebiet von «reformiert.» ergibt, dass die Kirchen



Gleicher Lohn für gleiche Arbeit: Alle sind dafür, doch Verbesserungsvorschläge haben es schwer.

Foto: Pexel

Bern, Aargau und Graubünden davon ausgehen, dass bei ihnen Lohngleichheit herrscht. In Bern wird die Annahme damit begründet, dass kircheneigene Stellen dem kantonalen Recht unterstünden und die Lohnfrage damit geregelt sei. Auch die reformierten Kirchen in den Kantonen Aargau und Graubünden sehen keinen Handlungsbedarf, ihre Löhne zu überprüfen. Die Gleichstellung sei unter anderem durch festgelegte Mindestlöhne gewährleistet, heisst es.

Einzig die Zürcher Landeskirche wollte es genauer wissen: Mit «Logib», dem Selbsttest-Instrument des Bundes, untersuchte man die Lohnpraxis. Die Ergebnisse lägen zwar mittlerweile vor, lässt der Personaldienst der reformierten Kirche Zürich ausrichten, sie seien jedoch noch nicht öffentlich.

Prüfen ist besser als glauben

Das Vorgehen der Zürcher Reformierten findet Patric Aeberhard vom Gleichstellungsbüro den einzig richtigen Weg. «Die meisten Betriebe sind überzeugt, dass bei ihnen Lohngleichheit herrscht. Deshalb sind sie nicht motiviert, es zu überprüfen.» Aus diesem Grund hält er die Angaben zur Lohnsituation der

drei Landeskirchen für wenig aussagekräftig. «Genau diese Haltung, dass man nicht genau hinschaut und die Löhne nicht konkret vergleicht, ist der beste Nährboden für Ungerechtigkeiten.» Lohngleichheitsanalysen wirkten sich positiv aus, führten zu einer Versachlichung der Diskussion über Löhne, zu mehr Transparenz und zur Sensibilisierung für Gleichstellungsanliegen. «Prüfen statt glauben ist ein einfacher Weg, alte Denk- und Rollenmuster auszuhebeln.»

Bei etlichen europäischen Nachbarn sind derartige Lohnuntersuchungen bereits Standard. Hierzulande überwiegen noch die Zweifel an deren Wirksamkeit. Man nimmt damit unter anderem in Kauf, dass bereits beim Eintritt in den Arbeitsmarkt bei jungen Frauen ein unerklärbarer Lohnunterschied von bis zu sieben Prozent feststellbar ist.

Sabine Scheuter, Genderbeauftragte der Reformierten Kirche des Kantons Zürich erkennt ein tief verwurzelt, strukturelles Problem. «Da steht der Arbeitgeber gegenüber den Mitarbeitenden in der Pflicht, so auch die Kirche.» Bis das Ziel, gleicher Lohn für gleiche Arbeit, erreicht sei, gebe es noch viel zu tun. Katharina Kilchenmann

«Nicht genau hinzuschauen und die Löhne nicht konkret zu vergleichen, ist der beste Nährboden für Ungerechtigkeiten und Diskriminierung.»

Patric Aeberhard
Eidgenössisches Gleichstellungsbüro

Kommentar

Seilschaften gegen die unerklärliche Differenz

Frauen bekommen für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn. Das sollte eigentlich klar sein. Erst recht im Jahr 2018, erst recht in einem aufgeklärten Land. Warum hapert es dann mit der Umsetzung? Warum sind im privaten und auch im öffentlichen Sektor Lohnunterschiede zwischen den Geschlechtern zu verbuchen, die «unerklärbar» sind? Trotz Verbesserung der Grosswetterlage bleibt dieser hartnäckige Prozentsatz, der scheinbar keinen Grund hat ausser: «Du bist halt eine Frau.» Das ist schlicht diskriminierend.

Bequem oder resigniert

Für den Missstand kann es nur zwei Ursachen geben. Einerseits scheint vielen Menschen nicht klar zu sein, dass es diesen «unerklärlichen Unterschied» überhaupt noch gibt. Andererseits scheint es eine Furcht oder Bequemlichkeit vor einer Veränderung zu geben. Oder beides. Männer, die wollen, dass alles bleibt, wie es ist. Aber auch Frauen, die sich damit abgefunden haben. Statt sich angesichts dieser Hartnäckigkeit geschlagen zu geben, müssen Frauen das Problem der Ungeleichheit immer wieder in Angriff nehmen. Und zwar taktisch klug. Indem sie sich besser vernetzen und weniger gegeneinander arbeiten.

Solidarisch und vernetzt

In einem Interview mit dieser Zeitung sagte die Unternehmerin Michèle Etienne: «Männer müssen überzeugt werden, Frauen zu fördern, weil es zu wenige Frauen gibt, welche dies füreinander tun.» Männer, so sagte sie weiter, lernten bereits im Kindesalter, sich zu vernetzen, Seilschaften zu pflegen. Für Frauen hiesse das im Gegenzug, Netzwerke für die gemeinsame Sache zu bauen, ohne sich dabei emotional gleich zu sehr verpflichtet zu fühlen. Wenn Frauen noch geschickter für die gemeinsame Sache zusammenarbeiten, sollte der Gleichwertigkeit nichts mehr im Wege stehen. Denn: Für weniger Lohn bei gleicher Leistung kann es tatsächlich keine Erklärung geben.



Constanze Broelemann
«reformiert.»-Redaktorin in Graubünden



Pyrotechnik zum Nationalfeiertag: Unter die Demonstranten in Warschau mischten sich zahlreiche Rechtsextreme mit ihren Hetzparolen.

Foto: Keystone

Wenn Rassisten sich auf Gott berufen

Politik Seit die nationalkonservative Regierung in Polen an der Macht ist, tritt die extreme Rechte selbstbewusst auf. Sie beruft sich auf Gott. Die katholische Kirche grenzt sich nur zögerlich ab.

Es sah aus, als brenne Warschau. Mit Feuerwerkskörpern, Fackeln und einem rot-weißen Fahnenmeer feierten Nationalisten und Rechts-extreme im letzten November Polens Unabhängigkeitstag. «Tod den Feinden des Vaterlandes», «Europa wird weiss sein oder entvölkert», stand auf ihren Plakaten.

Die Mehrheit im grossen Umzug teilte diese Ansichten zwar nicht, es gab zudem Gegendemonstrationen. Doch beherrscht wurde die Berichterstattung vom rechten Aufmarsch. Das Motto lautete: «Wir wollen Gott». Seit in Polen die Par-

tei Recht und Gerechtigkeit (PiS) regiert, treten rechtsextreme Gruppen selbstbewusster auf. Zwar distanzierte sich sogar PiS-Chef Jaroslaw Kaczynski von den rassistischen Parolen. Letztlich aber hat seine Partei mit ihrer nationalistischen, fremdenfeindlichen und islamophoben Rhetorik die extremen Thesen erst salonfähig gemacht.

Die Propaganda des Paters

Wacker unterstützt werden die Regierung und der rechte Rand von einem katholischen Pater: Tadeusz Rydzik ist Gründer von «Radio

Maryia», einem Fernsehsender, einer Tageszeitung und einer Ausbildungsstätte für Medienschaffende.

«Was in Rydzys Medien verkündet wird, setzen die Leute mit der Haltung der katholischen Kirche gleich», sagt Theo Mechtenberg. Der katholische Theologe und Publizist aus Bad Oeynhausen in Nordrhein-Westfalen ist seit 40 Jahren im deutsch-polnischen Dialog engagiert. Für ihn ist klar: Die Kirche in Polen sollte mehr Distanz zur Politik halten. Nach der Wende habe sie versucht, eigene Anliegen politisch durchzusetzen. Als dies zu Konflik-

«In Polen hat viele Menschen eine Art Besessenheit ergriffen.»

Theo Mechtenberg
Katholischer Theologe, Polenkenner

Terrorpropaganda für Machos in der Krise

Islamismus Psychologe Ahmad Mansour zeigt, wie Patriarchat und Terror zusammenhängen. Er kritisiert auch die Gelehrtengläubigkeit im Islam.

Mit dem Islam hat der Terror nichts zu tun. Den Satz mag Ahmad Mansour nicht mehr hören. Er hält ihn für eine Ausrede, «die negiert, dass sich Extremisten auf Positionen beziehen, die in westeuropäischen Moscheen Mainstream sind».

Mansour ist Psychologe und hat sich mit seiner Integrationsarbeit mit radikalisierten Jugendlichen einen Namen gemacht. Zudem berät er Sicherheitsbehörden in der Extremismusprävention. Anfang März

war er in Basel an der Fachtagung «Geschlechterrollen in den Religionen» von Mission 21 zu Gast.

Das Bild vom Vater bröckelt

Zu den in muslimischen Gemeinden salonfähigen Ansichten, an denen die Extremisten anknüpfen, zählt Mansour die fehlende Gleichberechtigung von Mann und Frau sowie das Bild des strafenden Gottes. «Ich habe das Gefühl, die bestrafenden Väter haben den bestrafen-

den Gott erfunden.» Mansour sagt, in vielen Familien aus Afghanistan oder Syrien sei der Vater die bestimmende Figur. Nach der Migration, wenn die Kinder für den Vater zum Beispiel plötzlich übersetzen müssen, gerate die Autorität ins Wanken. «In dieses Vakuum stossen die Radikalen und bringen das brüchig gewordene Weltbild zurück in eine starre, patriarchale Ordnung.»

Neben der zur Ideologie geronnenen Religion spielen Abenteuer und Männlichkeitskultur eine wichtige Rolle in der Propaganda. Die Extremisten bezeichnet Mansour als durchaus erfolgreiche Jugendarbeiter. Für ihre Botschaft empfänglich sind vor allem Jugendliche, die in einer existenziellen Krise stecken.

«Wir müssen schneller sein als die Extremisten», sagt Mansour. Das bedeutet für ihn eben gerade nicht, Integrationsprogramme und



Ahmad Mansour Foto: Heike Steinweg

Antidiskriminierungskampagnen zu lancieren, die «Muslime in ihrer Opferrolle bestätigen». In Workshops verlangt er von den Jugendlichen, ihre Haltung zu reflektieren. Sie erfahren in Rollenspielen, wel-

ten mit der liberal-konservativen Vorgängerregierung führte, hätten die meisten Bischöfe den Wahlsieg der PiS begrüsst. «Inzwischen zeigt sich eine gewisse Distanzierung von der Regierung.»

Bischöfe gegen Justizreform

So hat die Bischofskonferenz in einem Papier den wachsenden Nationalismus verurteilt und sich für einen «gastfreundlichen Patriotismus» ausgesprochen. Sie warnte auch vor der unterdessen verabschiedeten Justizreform, welche die Gewaltentrennung untergräbt.

«Doch die Bischofskonferenz ist gespalten», sagt Mechtenberg. Gewisse Bischöfe äusserten sich trotz offizieller Verlautbarungen immer wieder nationalistisch und islamfeindlich. «Um überhaupt gehört zu werden, müssten die Andersgesinnten viel deutlicher werden und sich offen mit der Regierung anlegen.»

Mechtenberg hat kaum Hoffnungen auf eine baldige politische Wende. «Eine Art Besessenheit hat in Polen viele Leute ergriffen.» Der Brückenbauer beklagt, dass unter der Situation inzwischen auch alte Freundschaften von ihm und seiner polnischstämmigen Frau leiden.

Elzbieta Adamiak wünscht sich ebenfalls mehr Mut von ihrer Kirche. Sie ist Professorin für katholische Theologie an der Universität Koblenz-Landau. Doch obwohl die feministische Theologin mit den in Familienfragen und der Genderpolitik sehr konservativen Bischöfen meist nicht einverstanden ist, warnt sie vor Verallgemeinerungen. «Die ganze Gesellschaft in Polen ist gespalten und somit auch die Kirche und die Kirchenleitung.»

Abkehr der Enttäuschten

Dem Klischee, dass die Kirche die nationalen Kräfte stärke und die Opposition antikirchlich sei, widerspricht Adamiak. «Immerhin spricht sich die Bischofskonferenz zum Beispiel deutlich für die Aufnahme von Flüchtlingen aus», sagt sie. Und dies, obwohl die Regierung mit ihrer Abschottungspolitik eine klare Mehrheit im Volk hinter sich weiss. An der kirchlichen Basis wiederum stünden viele Leute für die Anliegen von Menschen mit anderer sexueller Orientierung ein, welche die Bischöfe nicht guthiessen.

Die Theologin glaubt, dass die nationalkonservative Regierung nicht mit allen von ihr bewirtschafteten Themen so breite Unterstützung erfährt wie in der Flüchtlingsfrage. «Das Problem ist, dass sich viele Leute von der Politik verabschiedet haben, auch mangels überzeugender Alternativen.» Christa Amstutz

che Konsequenzen ihre Schwarz-Weiss-Ideologie hat.

In der arabischen Stadt Tira in Israel aufgewachsen, stand Mansour als Jugendlicher unter dem Einfluss eines radikalen Imams. Während des Studiums in Tel Aviv, das er später in Berlin abschloss, distanzierte er sich vom Fundamentalismus.

Mit Gott streiten dürfen

Im Interview mit «reformiert.» kritisiert Ahmad Mansour, dass der Islam «zur Gelehrtenreligion verkümmert» sei. Er wolle sich aber mit unterschiedlichen Glaubenstraditionen befassen «und mit Gott auch streiten können». Die Würde des Menschen und die Barmherzigkeit Gottes sind für Ahmad Mansour im Islam zentral. Felix Reich

Interview mit Ahmad Mansour:
www.reformiert.info/mansour

Der Theologe, Politiker und Hotelier

Umstieg Vom geschäftigen Politikbetrieb in die Ruhe eines Bergdorfes. Hubert Zurkinden tauschte Bundeshaus gegen eigene Beiz. Mit seiner Frau Regula ist er Hotelier im Prättigau.

«Got die Er sunst niemet mehr» (frei: Gott allein gilt die Ehre). Dieser Satz steht auf der Aussenwand des Hotels und Restaurants Rhätia, in St. Antönien. In weissen Lettern steht er dort und weist auf eine längst vergangene Zeit. «Ein zutiefst reformierter Satz», sagt Hubert Zurkinden. Kein Wunder, zumal das Prättigau als reformiertes Kernland gilt. Umso kurioser, dass es mit Hubert Zurkinden einen studierten Katholiken in das Dorf St. Antönien verschlagen hat.

Der ehemalige Generalsekretär der Grünen und gebürtige Freiburger ist seit acht Jahren Besitzer des Hotels und Restaurants Rhätia. Wie wird nun aber ein Politiker und katholischer Theologe, der im geschäftigen Bern ein und aus ging, mitten in den Bergen Wirt? «Ganz einfach eigentlich», sagt Zurkinden. Innerhalb seiner letzten zehn Berufsjahre wollte er unbedingt noch einmal etwas anderes machen. Und seine Frau Regula Strobel, ebenfalls Theologin, brachte ihn auf die Idee mit der eigenen Beiz.

Schnellkurs in Gastronomie

So ganz aus heiterem Himmel war der Einfall mit der Beiz dann aber doch nicht. Zum einen hatte das Ehepaar Zurkinden/Strobel immer Freude daran, Gäste zu bewirten, zu kochen und zu kommunizieren. Zum anderen kannten sie sich sehr gut in der Region und in St. Antönien aus. «Wir haben mit dem Beizen etwas gefunden, was wir beide gern machen», sagt Hubert Zurkinden.

Eine grosse Rolle bei der Entscheidung, einen Hotelbetrieb zu übernehmen, spielte der Rat eines ehemaligen Schulkollegen von Zurkinden. Dieser führt im Wallis eine Beiz, in der das Paar oft zu Gast war. Als die Idee, ein eigenes Hotel mit Restaurant zu führen, konkret wurde, informierte sich das Ehepaar intensiv. Dann hat Hubert Zurkinden erst mal drei Monate probeweise in einem Restaurant gekellnert und einen Crash-Kurs in Sachen Gastro-Ausbildung ge-

macht – von der Betriebsführung bis zum Kennenlernen der Garmethoden. Heute teilen sich die Zurkindens die Aufgaben. Wenn Regula morgens das Frühstück macht, steht Hubert abends hinter der Bar. Mit drei festen Angestellten bewirtschaftet das Team das Restaurant und die neunzehn Zimmer. Das über 300 Jahre alte «Rhätia» ist das grösste Haus am Platz. Bereits während ihrer Ferien hatten sich die Zurkindens in das Haus verliebt. Als dann genau das «Rhä-

«Uns ist es wichtig, nachhaltig zu wirtschaften und dass sich die Menschen in unserem Gasthaus wohl fühlen.»

Hubert Zurkinden
Hotelbesitzer

tia» zum Verkauf stand, war das eine glückliche Fügung. Hochsaison ist der Winter, wenn es die Touristen in Scharen zu Skitouren nach St. Antönien treibt. Weil Regula und Hubert Zurkinden selbst gern auf Tour sind, dienen sie zugleich als Ansprechpartner für ihre Gäste: «Wir wissen, was die Leute suchen, die hierher kommen.»

Verantwortung von A bis Z

Als Kleingewerbler müssen sich die Hotelbesitzer um alles kümmern – vom Bettenmachen bis zum Auswählen der Weine obliegt alles in



Hubert Zurkinden vor seinem Hotel Rhätia in St. Antönien.

Foto: Nina Homberger

der Verantwortung des Ehepaars Zurkinden. Und dann ist auch die private Wohnung noch im gleichen Haus wie das Hotel.

Zwar lockt St. Antönien Touristen mit dem Satz «Hinter dem Mond links» an, doch bedeutet diese Abgeschiedenheit keinesfalls Ruhe für die Wirte. Zurkinden jedenfalls spielt jeden Morgen 45 Minuten Orgel, um sich zu zentrieren: «Das ist meine Meditation», sagt er. Danach geht er in den Frühstücksraum und sein Tag als Wirt beginnt. Die Orgel spielt Hubert Zurkinden auch gelegentlich in der reformierten Kirche, gleich hinter dem Hotel gelegen. Dann, wenn die Organistin einmal ausfällt. Im Anschluss an den Gottesdienst schlüpft er dann wieder in die Rolle des Gastgebers und serviert den Kaffee nach der Kirche.

Roter Faden

Gibt es im Leben von Hubert Zurkinden, dem Theologen, Redaktor, Politiker und Wirt etwas wie einen roten Faden, eine Motivation, die diese unterschiedlichen Aufgaben verbindet? Wenn es etwas gibt, dann ist es für Zurkinden der ökumenische Dreiklang Gerechtigkeit, Frie-

den und Bewahrung der Schöpfung. «Uns ist es wichtig, nachhaltig zu wirtschaften und dass es den Leuten in unserem Gasthaus wohl ist», sagt Hubert Zurkinden. Das Wirtepaar konnte bestimmt auch deswegen schnell alle Vorurteile, die gemeinhin gegen «Unterländer» aufkommen, entkräften. Die Zusammenarbeit mit den St. Antönienern ist sehr gut. Freunde biegen jetzt einfach «hinter dem Mond links» ab, um sie zu besuchen. Constanze Broelemann

Hubert Zurkinden, 62

In Freiburg kam Zurkinden als Ältester von acht Kindern zur Welt. Er studierte in Freiburg und Tübingen katholische Theologie, entschied sich aber aufgrund des Zölibates gegen eine Priesterlaufbahn. Zusätzlich absolvierte er ein Konzertdiplom für Orgel und arbeitete als Religions- und Orgellehrer. Schliesslich wechselte er in das journalistische Metier und war Redaktor der Zeitschrift «Aufbruch». Neun Jahre war er Generalsekretär der Grünen, ehe er 2010 mit seiner Frau Regula das «Rhätia» übernahm.

Gepredigt

Sich selbst begegnen und heilen

Und das Volk stand dabei und sah zu. Und auch die vornehmen Leute spotteten: Andere hat er gerettet, er rette jetzt sich selbst, wenn er doch der Gesalbte Gottes ist. (Lukas 23,35)

Der Karfreitag zwingt uns, hinzusehen. Dahin, wo es weh tut. Sich einer Geschichte zu stellen, die von der menschlichen Grausamkeit erzählt. Einer Geschichte, in der die Schuld nicht auf einen einzelnen abgerollt werden kann, sondern überall zu finden ist. Jeder und jede ist irgendwie verstrickt, und im Schutz der Menge tragen schliesslich alle zum Tod Jesu am Kreuz bei. Es sind Menschen wie du und ich, die da unter dem Kreuz johlen: Andere hat er gerettet, er rette jetzt sich selbst, wenn er doch der Gesalbte Gottes ist, der Auserwählte! Es sind Leute wie du und ich, die ihr Amt missbrauchen und dem Schutzlosen entgegen schreien: Wenn du der König der Juden bist, dann rette dich selbst! Es sind Menschen wie du und ich, die scheinbar endlos weiter auf jemanden einschlagen, der sich nicht mehr wehren kann. Der am Ende ist.

Aber spätestens, wenn die Masse sich auflöst, wenn wir plötzlich nur noch mit uns selbst dastehen. Dann gehen uns die Augen auf. Wenn die Sonne sich verfinstert, wenn der Vorhang im Tempel reisst und sogar der römische Hauptmann erkennt: Dieser Mensch war wirklich ein Gerechter! Dann stehen wir da, entweder als diejenigen, die es abgekriegt haben, oder als diejenigen, die ausgeteilt haben. Man kann nicht sagen, was schlimmer ist. Dann möchte man alles ungeschehen machen. Da stehen wir also am Kreuz. Abgründe tun sich auf. Die eigenen und die der Welt. Mitten drin ist Gott. Tot. Tot im Moment. Weil es in solchen Abgründen manchmal kein Leben mehr gibt. Weil da kein gutes Wort mehr nützt. Da am Kreuz stehen zu bleiben an Karfreitag, kostet viel Kraft. Der Karfreitag zwingt uns, hinzusehen. Weil das Hinsehen der einzige Weg ist, einen Umgang mit den Abgründen des Lebens zu finden. Hinsehen braucht Mut und verlangt uns viel ab.

Aber wenn wir uns trauen, machen wir die erstaunliche Erfahrung, dass diese Abgründe Geschichten erzählen. Über uns selbst und die Dynamik menschlichen Lebens. Da unten begegnen wir uns. Vergessene Wunden brechen auf. Verdrängte Erinnerungen kommen hoch. Plötzlich beginnen wir zu begreifen oder zu errahnen, was uns in den Knochen steckt. Woher der Hass, die Wut, die Aggression und die Ohnmacht kommen. Amen.

Gepredigt am 14. April 2017 in Davos Dorf



Hannah Thullen
Pfarrerin in Davos-Dorf

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom
22.02.2018

Integrationskommission

Der Kirchenrat delegiert Sozialdiakonin Daniela Troxler, Fachstellenleiterin Migration, Integration, Flüchtlingshilfe für weitere vier Jahre in die kantonale Integrationskommission.

Neuer Lehrplan

Der Kirchenrat nimmt die Verabschiedung des neuen Lehrplans durch die Fachgruppe 1+1 zur Kenntnis. Es handelt sich dabei um eine Überarbeitung des bestehenden

Lehrplans. Sie gewährleistet die Anschlussfähigkeit an den Lehrplan 21.

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt die Stellvertretungsverträge zwischen der Kirchgemeinde Landquart und Pfarrer Tobias Winkler sowie der Kirchgemeinde Bregaglia und Pfarrerin Andrea Witzsch.

Abstimmung

Der Kirchenrat verabschiedet die Abstimmungserläuterungen für die Abstimmung über die neue Verfassung vom 10. Juni 2018.

Stellenbemessung

Der Kirchenrat prüft die Stellenbemessung in 5-Prozent-Schritten

und spricht sich dagegen aus. Er hält am Grundsatz fest, dass Pfarrstellen nur bei Pfarrwechseln neu bewertet werden. Generelle Neuberechnungen könnten für viele Gemeinden zu massiven Reduktionen führen.

Buchprojekt

Der Kirchenrat bewilligt einen Beitrag von 1000 Franken an die Publikation «Hüttenzauber» von Pfarrer Daniel Zindel.

Neuer Termin

Die Oktobersitzung des Kirchenrates wird um eine Woche vorverschoben. Sie findet neu am Donnerstag, 18. Oktober 2018 statt. Stefan Hügli, Kommunikation

Regierung genehmigt Beiträge für Hospiz

Sterben Im Bereich Palliative Care hat der Kanton Graubünden schweizweit die Nase vorn: Das Kantonsspital verfügt über die grösste Palliativstation der Schweiz. Nun hat Graubünden am 20. März als einer der ersten Kantone Beiträge für die Mitfinanzierung eines Hospizes gesprochen. Geplant ist dies im Alterszentrum Senesca in Maienfeld («reformiert.» 3/18). 400 000 Franken jährlich von 2019 bis 2021 wurden zugesichert. Gemäss Regierungsrat Christian Rathgeb ist dieser Beschluss ein wichtiger und grosser Schritt im Bereich Palliative Care. rig

Kanton fördert Chancengleichheit

Kampagne Mit einer neuen Kampagne wollen die kantonale Stabsstelle für Chancengleichheit von Frau und Mann und das Frauenhaus Graubünden zum Nachdenken und Mitmachen anregen. Denn festgefahrene Rollenbilder und gesellschaftliche Erwartungen, so heisst es in einer Medienmitteilung der Standeskanzlei Graubünden, hindern die Menschen in ihrer individuellen Entfaltung. Seit diesem März sind im ganzen Kanton auf Plakatwänden und in der Rhätischen Bahn (RhB) sechs verschiedene Bilder zu sehen. Zum Beispiel eine Frau, die mit ihrem Lieblingsteam mitfiebert, während der Mann die Hausarbeit macht.

Das Vertauschen von vermeintlichen Geschlechterrollen mache bewusst, wie stark diese Rollenklischees in unseren Köpfen verankert sind. «Stereotype und starre Geschlechterrollen begünstigen Diskriminierung und Gewalt. Sie beeinflussen auch die Berufs- oder Studienwahl», heisst es in der Mitteilung weiter. Unterstützt wird die Kampagne von zahlreichen Bündner Persönlichkeiten, darunter der Eishockeyspieler Andreas Ambühl, die Schriftsteller Andri Perl und Silvio Huonder sowie Nationalrat Martin Candinas. Zum Thema Gleichstellung der Geschlechter verfasste auch die Zürcher Landeskirche eine Broschüre. rig

Bericht: reformiert.info/gender

Sozialarbeit in der Kirche hat Potenzial

Diakonie Das Diakonatskapitel diskutierte in Chur die Frage, wie kirchliche Sozialarbeit zu gestalten sei. «Kirche soll soziale Netze knüpfen», sagte Gion Andri Bundi, Leiter Regionaler Sozialdienst Landquart. Wie keine andere Organisation sei Kirche lokal verankert. Wo dieses Potenzial eingebracht werde, entstehen spannende Projekte. Zum Beispiel «Kontakt.Punkt», das Flüchtlinge und Bevölkerung zusammenbringt. Das Potenzial kirchlicher Sozialarbeit liege auch darin, Menschen Verantwortung zu geben, sagte Edy Wäfler, Geschäftsführer Verein Brocki Grischnun. rig

Heks fordert sichere Zugangswege

Migration Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz hat mit der Schweizerischen Flüchtlingshilfe eine Petition lanciert. Sie fordert sichere und legale Fluchtwege in die Schweiz. Kirchliche Initiativen sollen stärker einbezogen werden. Mit der Petition an den Bundesrat fordern das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) und die Schweizerische Flüchtlingshilfe (SFH), dass Menschen mit nachgewiesener Schutzbedürftigkeit direkt in die Schweiz geholt werden. SFH-Direktorin Miriam Behrens: «Die Schweiz braucht eine entschlossene Strategie, an der sich alle Akteure beteiligen.»

Ende 2016 seien 65,6 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg, Gewalt und Verfolgung gewesen. Allein durch den Krieg in Syrien seien 12 Millionen Menschen heimatlos geworden. Die Petition wird von über dreissig Organisationen unterstützt, darunter Amnesty International und Terre des Hommes Schweiz. rig

Der Zauber des perfekten Klangs

Portrait Mit Schalk und Ernst zugleich interpretiert Corin Curschellas vor allem romanische Volksmusik. Wer ihr zuhört, entdeckt mit alten Melodien neue Welten. Für ihr Werk erhält sie nun den Bündner Kulturpreis.



Corin Curschellas mit ihrem Raben auf dem Ofenbänkli des Wintergartens in Rueun.

Foto: Nina Homberger

«Diesch minutas», ruft der Arbeiter. Sein Lastkran versperrt die Hauptstrasse von Rueun nach Pigniu Panix. Der Bauer im Mistwagen stellt den Motor ab und zündet sich eine Zigarette an. Über ihm schwebt ein Flügel. Das Piano ist ein lange gehegter Wunsch von Corin Curschellas. Mit einem Teil des Preisgeldes erfüllt sie sich diesen nun. Das alte steht zum Abholen parat. «Mich davon zu trennen ist schwer. Es ist, wie ein Haustier weggeben.» Hier auf komponierte und experimentierte sie in den letzten Jahren vor allem mit altem romanischem Liedgut. «Volksmusik», sagt sie, «braucht Entwicklung. Sonst wird sie hohl, verdorrt und stirbt.»

Der Kran fährt seinen Arm über den am Hang angelegten Terrassengarten komplett aus und hievt das 350 Kilo schwere Musikinstrument vor das Haus. Corin Curschellas hält sich eine Hand vor den Mund, die andere spielt mit einer Haarsträh-

ne, während Arbeiter und Klavierbauer sich Befehle zurufen. Nur zusehen und nichts sagen, fällt ihr schwer. «Ich bestimme gern selber. Ich bin struppig.» Dabei habe ihre Karriere als «Windschattenseglerin» begonnen, sagt sie und lacht. Das war in den Siebzigerjahren mit dem Churer Liedermacher Walter Lietha und seiner Boda-Band.

Fremde Welt erforschen Liethas Musik hat der jugendlichen Corin, aufgewachsen in einer Familie, wo statt Bergsteigen gesungen und musiziert wurde, eine neue Welt eröffnet. Diese zu erkunden, erachtete sie fortan als Lebensaufgabe. «Eigentlich bin ich eine Forscherin», sinniert sie. Schon als Kind untersuchte sie mit zitternden Knien und Taschenlampe die riesigen leeren Weinfässer im Keller und sang darin, während ihre Freundin Wache stand. Später besuchte sie das Lehrerseminar und lernte der

ne Wohnung überliess, blieb sie mehrere Jahre in der Seine-Metropole. Sie besuchte London, Barcelona, New York. Zentral für ihre Arbeit war ihr innerer Kompass. Sie verwob Bündner Bauernlieder mit marokkanischen Wüstenklängen, schuf mit der «Weltreligionenband» neue Bezüge zu altem Liedgut, interpretierte Jimi Hendrix in Afrika, Kanada – sogar auf Boldern, dem Tagungszentrum der Zürcher Landeskirche. «Ich zog von Wasserloch zu Wasserloch, dahin, wo es die besten Musiker gab, und experimentierte am idealen Klang.» «Undated different pop» beschreibt sie ihren Musikstil damals. «Meine Musik war nie Kommerz, sondern immer Kultur.»

Komponieren in der Kapsel

Der Flügel steht nun an seinem neuen Platz im Wohnzimmer des einstigen Sommerhauses der Grosseltern. Hier verbrachte Corin Curschellas die Ferien und lernte Sursilvan. Heute wohnt sie darin mit ihrem Partner, dem Skulpteur Linaud Nicolay, schreibt, malt und komponiert. «Die Ruhe tut mir gut», sagt sie. «Ich hätte gern mehr davon, eine Gedankenkapsel oder einen schöpferischen Schopf, so klein wie ein Bienenhäuschen, wo es nur

«Volksmusik braucht Entwicklung, sonst wird sie hohl und stirbt.»

Corin Curschellas
Bündner Kulturpreisträgerin

Platz für mich und meine Gedanken gibt.» Aktuell drehen sie sich um das Leben der vielseitigen Gelehrten, Hortensia von Salis Gugelberg von Moos. Für das Stadttheater Chur erarbeitet sie ein Bühnenstück über das Leben der Maienfelerin. «Sie war unglaublich mutig und visionär.»

Corin Curschellas sitzt auf dem Ofenbänkli im Wintergarten und wartet. Hinter ihr das Bild mit den Lilien, dem Symbol der Heiligen Maria, ein Requisit von einem Auftritt im Bergkirchlein in Davos Sertig. «Ziemlich wild thematisierten wir Maria, die Jüdin, die ein jüdisches Kind gebar», erzählt sie und schmunzelt beim Gedanken daran. Sie greift sich den schwarzen Stoffraben, den sie von irgendwoher mitbrachte, weil er ihr gefiel. Er wird im Stück über Hortensia eine Rolle spielen, mehr verrät sie nicht.

Aus dem Wohnzimmer ruft jemand nach einem Schraubenzieher. Hektik, weil eine Holzschraube fehlt. «Ja, zaubern kann ich auch nicht», antwortet sie und zwinkert über die Schulter. Natürlich kann sie zaubern. Es begann mit ihrem ersten öffentlichen Auftritt in der Churer Rathaushalle. Sie war neun und sang nur ein kurzes Solo während eines Singspiels mit der Schulklasse. Da fiel ihr auf, dass sich etwas veränderte in den Gesichtern der Menschen. Ein Leuchten der Augen? Ein zuckender Gesichtsmuskel? «Singen», sagt sie, «ist für mich ein heiliger Akt. Die «Königinnen-disziplin», so die Künstlerin, die mehrere Instrumente spielt. «Mach mehr davon», ermunterte sie ihr Vater stets, den sie mit siebzehn Jahren verlor. Das tat sie. Dafür verleiht ihr der Kanton nun den Bündner Kulturpreis. Rita Gianelli

Corin Curschellas, 62

Sie studierte nach dem Lehrerseminar Theaterpädagogik, Musikwissenschaften, ist ausgebildete Schauspielerin und realisierte Projekte u.a. mit Peter Scherer, Andi Vollenweider, Christoph Marthaler. Im Cinema il Plaz in Illanz lädt sie bei «corin invit» zu Kulturveranstaltungen ein und ist Veranstalterin von «Volksmusik im Volkshaus» in Zürich. Am 15. Juni verleiht ihr die Regierung den Bündner Kulturpreis in der Klosterkirche Illanz.

www.corin.ch

Mutter zuliebe «etwas Richtiges». Bald jedoch schrieb sie eigene Lieder und reiste um die Welt. Sie verliebte sich in die Stadt Berlin und erhielt einen Stipendiaufenthalt in Paris. Dank der Bekanntschaft mit Niklaus Meienberg, der ihr sei-

DOSSIER: *Erinnerung*



**Vom Mann, der
Adolf Eichmann
einst verhörte**

SS-Judendezernent Adolf Eichmann im kugelsicheren Zeugenstand während seines Prozesses in Jerusalem 1961.

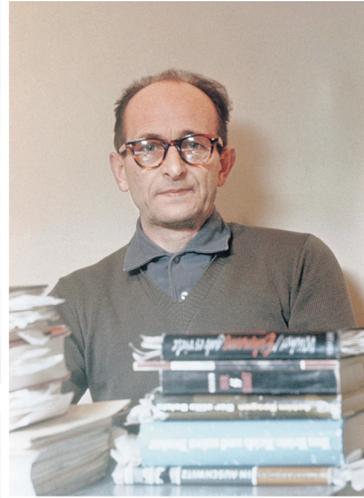
Foto: Getty Images

Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann, den Logistiker des Massenmords an den Juden. Er tat es höflich und korrekt. Sein Sohn Alon Less, der in Fehrlortorf wohnt, begleitete «reformiert.»-Redaktor Delf Bucher auf einer Reise nach Berlin. Sie führte in die dunkle Vergangenheit der Naziherrschaft und zeigte, wie schwer sich Täter und Mitwisser nach dem Krieg mit der Erinnerung taten.



Eichmanns Hände auf seine Beine gelegt, Djalahem Gefängnis, Israel.

Foto: Getty Images



Adolf Eichmann im Gefängnis von Teggart, nahe Nazareth, April 1961.

Foto: Getty Images



Kleiststrasse, Berlin: Julius Less, Vater von Avner Werner Less.

Foto: Wikimedia

Am 20. Januar 1942 tagen in der Berliner Villa Wannsee die Bürokraten des Massenmords. Im vorbereiteten Papier ist die voraussichtliche Opferbilanz für ein «judenfreies Europa» präzise erfasst. Sogar die 200 Juden in Albanien sind aufgeführt. Die Zahl für die amtliche Lizenz zum Massenmord an Juden: elf Millionen Menschen. Schätzungsweise sechs Millionen Juden werden dann bis zum Mai 1945 von den Nazi-Schergen ermordet.

Trotz der monströsen Zahl dauert die Konferenz nur neunzig Minuten. Diener balancieren Cognacgläser auf Silbertablets zwischen den Nazi-Staatssekretären und SS-Männern hindurch. Das Spitzenpersonal unterhält sich angeregt darüber, was im Protokoll bürokratisch verknappt heisst: «Verschiedene Arten der Lösungsmöglichkeiten besprochen». Schon laufen die Versuche an polnischen Juden mit dem Gas Zyklon B in Auschwitz. Bereits sind eine halbe Million Menschen massakriert worden.

Protokollant Eichmann
Einer der fünfzehn Teilnehmer wollte zwanzig Jahre später nicht mehr daran erinnert werden, wie geschmeichelt er sich fühlte, bei der Elite der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft dabei zu sein: der Protokollant Adolf Eichmann.

1960 im israelischen Gefängnis bestreitet Eichmann kleinlaut, eine Rolle bei der Wannsee-Konferenz gespielt zu haben, als ihn der Verhöripolizist Avner Werner Less befragt. «Wenn ich meinen Mund nur ein einziges Mal aufgemacht hätte, Herr Hauptmann», sagt Eichmann,

«dann würde ich sagen: jawohl! Aber er habe sich mit der Stenotypistin in eine Ecke verkrochen, behauptet er. Niemand habe sich um ihn gekümmert. Dafür sei er eine viel zu kleine Nummer gewesen.

«Nie Juden getötet»

Am 11. März 2018 steht Alon Less, der Sohn des Verhöripolizisten, mit mir im Nebenraum des Konferenzsaals. Die Villa am Wannsee ist heute eine Gedenkstätte. Durch das Fenster scheinen die ersten frühlingshaften Sonnenstrahlen. Idyllisch präsentiert sich der gefrorene See, auf dem sich die Schatten der hohen Bäume am Ufer abzeichnen. Less und ich haben die Kopfhörer ans Ohr gepresst und verfolgen, wie sein Vater 1960 Eichmann verhörte. Alon Less kennt die während 275 Stunden gemachten Aussagen des Judendezernenten im Geheimen Staatspolizeiamt IV B 4, seine Beschwichtigungen, seine unterwürfige Stimme: «Ich habe nie einen Juden getötet. Ich habe auch noch nie einen Befehl zum Töten eines Juden gegeben. Vielleicht gibt mir das auch eine gewisse innere Ruhe.» Nur die Züge zur Deportation habe er bereitgestellt. Mit sanfter Stimme, die er von seinem Vater geerbt hat, sagt Alon Less: «Eichmann wollte sich nie seiner Verantwortung stellen.»

Warum wurde der gebürtige Berliner Avner Werner Less, bis zum Prozess bei der israelischen Polizei für Wirtschaftskriminalität zuständig, mit dem Verhör beauftragt? Deutschsprechende Polizisten gab es damals in Israel einige. Es waren seine Verhörtechnik, seine ruhige

Art und seine Höflichkeit. Sie zeichneten ihn aus, ein Verhör mit jenem Mann zu führen, der der Mörder seines Vaters war.

Less spricht den Gefangenen mit «Herr Eichmann» an, bietet dem Kettenraucher Zigaretten an. Viele Kollegen im «Büro 06» registrierten die Freundlichkeit von Less mit Argwohn. Eichmann wiegt sich so in falscher Sicherheit. Der oberste Logistiker des Massenmords ist eine Brülljustiz gewohnt. Arglos fragt er nach vielen Monaten des Verhörs: «Herr Hauptmann, haben Sie Familie?» Die Antwort von Less: «Sie haben meinen Vater mit dem letzten Zug aus Berlin nach Osten deportiert.» Adolf Eichmann wurde vom Gericht zum Tode verurteilt und 1962 hingerichtet.

Jüdisch und deutsch

Dass Avner Werner Less heute in Berlin nur einen Kilometer Luftlinie entfernt von der Wannseekonferenz auf dem «Alten Friedhof Wannsee» begraben liegt, ist Teil seiner Geschichte. Als Less im Jahr 1987 starb, hatte er neben dem israelischen Pass auch einen deutschen. Jüdisch zu sein und deutsch zu bleiben, ist ein Paradox, das seinen Willen unterstreicht, statt zu hassen, sich zu versöhnen. Sein Sohn, der 1949 in Israel geborene Alon Less, wohnt in Fehrlortorf (ZH). Er sagt: «Mein Vater hat uns gelehrt, das Wort Hass und Rache nicht zu gebrauchen.» Dann setzt er nach: «Mir selbst ist es wichtig zu vergeben, aber niemals zu vergessen.»

Avner Werner Less hatte deutsche Freunde, zitierte Goethe-Gedichte aus dem Kopf. Ein Teil seiner

«Sie haben meinen Vater mit dem letzten Zug aus Berlin nach Osten deportiert.»

Avner Werner Less
Verhöripolizist von Adolf Eichmann

Identität war trotz der Barbarei, trotz der im Gas verstorbenen Familienangehörigen in den deutschen «Menschenschlachthäusern» (Theodor Adorno) deutsch geblieben. Deutsch war die Sprache der Liebe. Less verfasste in ihr ein Gedicht an seine geliebte Frau, das nun eingraviert auf dem Grabstein die Botschaft verkünden will: Liebe geht über den Tod hinaus. «Leg deine Hand/ in meine Hand/ und voll Vertrauen/ lass uns gehen/ den sonnengewärmten Weg in unser Paradies.»

Der «dichtende Polizist» hatte seine geliebte Frau Vera, geborene Gonsiorowski, in Paris bei einer Lesung des von den Nazis vertriebenen Schriftstellers Alfred Döblin kennengelernt. «Es war eine Liebe auf den ersten Blick, die beide für einen Moment vergessen liess, was man schlimmer nicht erfinden könnte: Dass sie Flüchtlinge waren,

beraubt, bedroht, vertrieben von den Deutschen, die plötzlich Arier sein wollten und doch nur Mörder wurden», sagte die Philosophin Bettina Stagneth bei der Grabesrede 2014 auf dem Wannseer Friedhof. Wie es ihr Wunsch war, wurde die Asche des Paares in einem gemeinsamen Grab beigelegt, symbolträchtig im Friedhof Alter Wannsee.

Erinnern auf dem Trottoir

Mit Alon Less betrete ich den Berliner Friedhof. Namen von Adelsgeschlechtern, Gefallenen, Sterbedaten von Kindern, die in Wannsee in den sinnlosen Endkämpfen Ende April 1945 ihren Tod gefunden haben, sind in die Grabsteine eingraviert. Auf dem monumentalen Gedenkstein springen mir die Lettern ins Auge: «Dem Gedenken der Opfer der Weltkriege.» Sind da die getöteten Juden mitgemeint? 55000 Berliner Juden sind in den Vernichtungslagern umgekommen. Sie haben keine Gräber, dafür sind seit zehn Jahren ihre Namen als Stolpersteine ins Trottoir eingelassen.

Am Nachmittag besuchen Alon Less und ich die Kleiststrasse 31. Hier hat Less für seinen Grossvater eine dieser Metallplatten gestiftet. Es ist ein Erinnern an einem profanen Ort. Der Gehsteig grenzt an einen gläsernen Zweckbau eines Elektronikmarkts. Wenige Schritte entfernt eine Haltestelle. Im Wartehäuschen wird für die Internationale Tourismusmesse mit dem Slogan geworben: «Zeit, mal wieder die Zeit zu vergessen!»

Die Patina des Grossstadtschmutzes hat sich auf die Stolpersteine gelegt. Alon Less versucht, mit einem



Alon Less beim Holocaust-Mahnmal in Berlin: «Eichmann wollte sich nie seiner Verantwortung stellen.»

Foto: Dominik Thomas Butzmann

Brillenputztuch den Gedenkstein mit der Aufschrift «Hier wohnte Julius Less – Jg. 1885 – Deportiert 12.1.1943 – ermordet in Auschwitz» aufzupolieren. «Niemand konnte sich mein Grossvater vorstellen, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig wären.» Sein Grossvater Julius Less hatte das Eiserne Kreuz als deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg erhalten. «Für ihn war das wie ein Schutz, dass die Nazis ihn nicht verfolgen würden.»

Feuerwehr als Brandstifter

Stolpersteine sind auch rund um mein Elternhaus in Stuttgart in Gehsteige eingelassen. Dutzende von Messingplatten erinnern an jüdische Schicksale. Denn hier stand einst die Synagoge, welche die jüdischen Stuttgarter bequem am Sabbar zu Fuss erreichen konnten.

Täglich kam ich auf dem Weg zur Schule an einem Parkplatz vorbei. An diesem Ort haben Feuerwehrleute am 9. November 1938 auf Befehl der Nazis die Synagoge abgebrannt. Damals wusste ich das nicht. Ich wuchs in einer Welt der Baukräne auf, in einer Zeit, in der immer mehr Autos uns Kindern den Spielraum auf der Strasse einengten. Im Wohlstandsdeutschland halt, das mit Geschäftigkeit und Fleiss den Schatten der Vergangenheit entfliehen wollte.

Statt Aufarbeitung wollten die meisten Deutschen einen Schlussstrich. Natürlich prägten die Bunker das Stadtbild, gab es Fotos der Gefallenen in Wehrmachtsuniform in den Stuben. Trotzdem war der Krieg fern. Es hat lange gedauert, bis mein Vater etwas preisgab von

seiner Zeit als Hitlerjunge. Heute ist er beschämt, dass einen Tag nach der «Reichskristallnacht» – auch so eine verharmlosende Wortschöpfung wie Endlösung – sein jüdischer Klassenkamerad zu sein ihm schmerzte. Chemiker für die Produktion von Zyklon B und Tausende von SS-Männern arbeiteten daran, damit im industriellen Akkordtakt Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden konnten. Aber Jasch macht klar: Es geht nicht nur um jene, die direkt mit der Tötungsmaschinerie verbunden waren. «Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Nach dem Krieg sei das Vergessenwollen zum Gemeingut geworden, sagt Jasch. Die Opfer des Luftkriegs der Alliierten wurden gegen die dreizehn Millionen von den Deutschen ermordeten Zivilisten aufgerechnet. In der Nachkriegszeit wollte kaum einer den ausgemergelten Menschen in die Augen schauen. In der Gedenkstätte am Wannsee wird der Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi zitiert: «Mir war, als müsste jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber niemand sah uns in die Augen, niemand nahm die Herausforderung an: Sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen, wie in einer Festung gewollter Unwissenheit.» Der Historiker Jasch sagt jedoch, dass es 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel und den Auschwitz-Prozessen,

Die unzähligen Profiteure

Mit der Mitwisserschaft der deutschen Bevölkerung beschäftigt sich Rechtshistoriker Hans-Christian Jasch, Leiter der Gedenkstätte Wannsee. Ihn besuchen wir in seinem Büro im ersten Stock der ehemaligen Fabrikantenvilla. Kisten voller Akten hüllen den Raum mit staubiger Luft ein.

Jasch recherchiert zurzeit über Otto Hofmann, Leiter des SS-Rassen- und Siedlungsamts. Er öffnet das Fenster, blickt hinaus zum Wannsee. Der See war auch im Winter 1942 gefroren, als die in der Kälte stecken gebliebene Russland-Offensive der Wehrmacht die Strategen der Massenvernichtung an diesem Ort zu immer monströseren Mord-

taten antrieb. Wie viel wussten die Deutschen von den in ihrem Namen begangenen Verbrechen? Schon die Zahl von sechs Millionen zeigt es: Ein gigantischer Apparat war notwendig. Lokführer, Baumeister für Gaskammern, Chemiker für die Produktion von Zyklon B und Tausende von SS-Männern arbeiteten daran, damit im industriellen Akkordtakt Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden konnten. Aber Jasch macht klar: Es geht nicht nur um jene, die direkt mit der Tötungsmaschinerie verbunden waren. «Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Nach dem Krieg sei das Vergessenwollen zum Gemeingut geworden, sagt Jasch. Die Opfer des Luftkriegs der Alliierten wurden gegen die dreizehn Millionen von den Deutschen ermordeten Zivilisten aufgerechnet. In der Nachkriegszeit wollte kaum einer den ausgemergelten Menschen in die Augen schauen. In der Gedenkstätte am Wannsee wird der Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi zitiert: «Mir war, als müsste jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber niemand sah uns in die Augen, niemand nahm die Herausforderung an: Sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen, wie in einer Festung gewollter Unwissenheit.» Der Historiker Jasch sagt jedoch, dass es 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel und den Auschwitz-Prozessen,

«Mein Vater hat uns gelehrt, das Wort Hass und Rache nicht zu gebrauchen.»

Alon Less
Sohn des Eichmann-Verhörers

die in Deutschland stattgefunden haben, zu einem erinnerungspolitischen Einschnitt gekommen sei.

Das Schweigen der Opfer

Alon Less, der bis dahin ruhig zugehört hat, wirft nun ein: «In Israel war das ähnlich. Damals fing man an, darüber zu reden.» Viele der überlebenden KZ-Insassen quälte bis dahin die Furcht, dass ihre Erlebnisse aus den Vernichtungslagern nicht geglaubt würden.

Auch der Bub Alon, der seine Grosseltern im Holocaust verloren hatte, wusste nichts von ihrem Tod in den Gaskammern von Auschwitz. «Meine Mutter sagte immer: Du bist noch zu jung, damit ich dir erzähle kann, was im Krieg passiert ist.» Als im Klassenzimmer das Radio angeschaltet wurde, um den Eichmann-Prozess zu übertragen, hätten manche seiner israelischen

Schulfreunde gefragt: «Wo waren denn damals unsere Soldaten?» Eine merkwürdige Gemeinsamkeit zwischen Opfern und Tätern: Beide Seiten wollten sich an die Mordgeschehnisse nicht erinnern.

Nun ziehen jüdische und deutsche Jugendliche, drei Generationen von der Shoa entfernt, an den Schautafeln vorbei. Sie studieren am Wannsee die Eskalationsspirale des Rassenwahns, der mit Kaufboikott jüdischer Geschäfte begann und im Massenmord endete. «Die vielen jungen Besucher stimmen mich optimistisch», sagt Less.

Mit dem hölzernen Aufzug fahren wir vom Büro des Museumsleiters hinunter ins Foyer, durch das am 20. Januar 1941 die Koordinatoren des Holocaust geschritten waren. Zuvor fuhren wir mit der S-Bahn an der Station Grunewald vorbei. Hier hatten Betty und Julius Less 1943 auf dem Gleis 17 im Gedränge anderer Juden gestanden und waren zur Todesrampe nach Auschwitz transportiert worden.

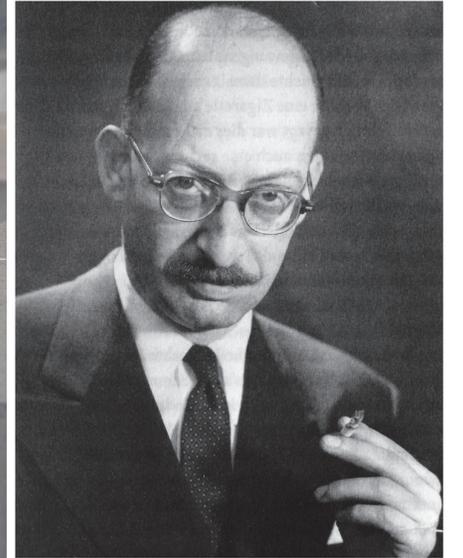
Zwei Tage lang hat nun Alon Less auf meiner Berlinreise den Toten seiner Familie eine lebendige Stimme gegeben. Nie ist auch nur mit einer Silbe der Anklage von Auschwitz nicht geglaubt wurden.

Buchtipps: Avner Werner Less / Bettina Stagneth: Lüge! Alles Lüge!, Arche 2012, Fr. 30.–



Less mit Frau und Tochter im Zuschauerraum des Gerichts.

Foto: Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich



Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann über 275 Stunden lang.

Foto: Archiv für Zeitgesch., ETH Zürich

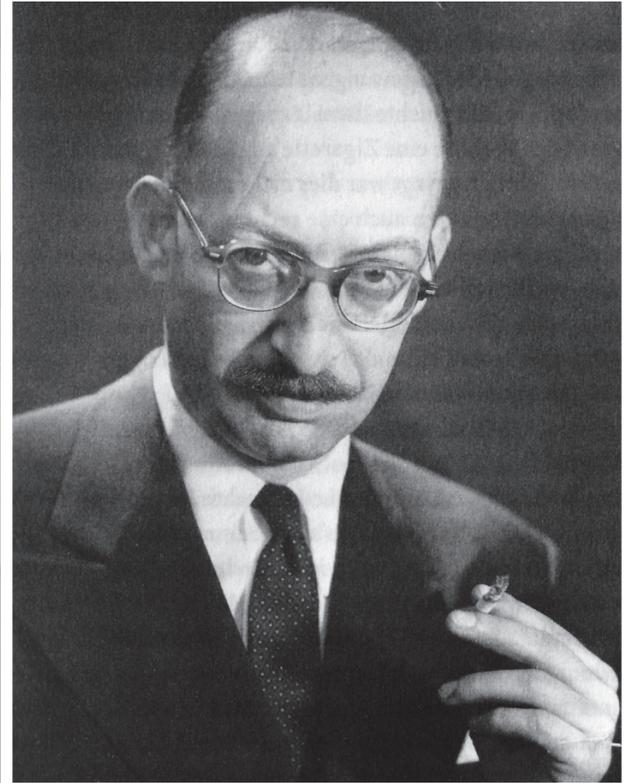


Alon Less beim Holocaust-Mahnmal in Berlin: «Eichmann wollte sich nie seiner Verantwortung stellen.»

Foto: Dominik Thomas Butzmann



Less mit Frau und Tochter im Zuschauerraum des Gerichts. Foto: Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich



Der israelische Polizist Avner Werner Less verhörte Adolf Eichmann über 275 Stunden lang. Foto: Archiv für Zeitgesch., ETH Zürich

Brillenputztuch den Gedenkstein mit der Aufschrift «Hier wohnte Julius Less – Jg. 1885 – Deportiert 12. 1. 1943 – ermordet in Auschwitz» aufzupolieren. «Niemand konnte sich mein Grossvater vorstellen, dass die Deutschen zu solchen Gräueltaten fähig wären.» Sein Grossvater Julius Less hatte das Eisene Kreuz als deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg erhalten. «Für ihn war das wie ein Schutz, dass die Nazis ihn nicht verfolgen würden.»

Feuerwehr als Brandstifter

Stolpersteine sind auch rund um mein Elternhaus in Stuttgart in Gehsteige eingelassen. Dutzende von Messingplatten erinnern an jüdische Schicksale. Denn hier stand einst die Synagoge, welche die jüdischen Stuttgarter bequem am Sabbat zu Fuss erreichen konnten.

Täglich kam ich auf dem Weg zur Schule an einem Parkplatz vorbei. An diesem Ort haben Feuerwehrleute am 9. November 1938 auf Befehl der Nazis die Synagoge abgebrannt. Damals wusste ich das nicht. Ich wuchs in einer Welt der Baukräne auf, in einer Zeit, in der immer mehr Autos uns Kindern den Spielraum auf der Strasse einengten. Im Wohlstandsdeutschland halt, das mit Geschäftigkeit und Fleiss den Schatten der Vergangenheit entfliehen wollte.

Statt Aufarbeitung wollten die meisten Deutschen einen Schlussstrich. Natürlich prägten die Bunker das Stadtbild, gab es Fotos der Gefallenen in Wehrmachtsuniform in den Stuben. Trotzdem war der Krieg fern. Es hat lange gedauert, bis mein Vater etwas preisgab von

seiner Zeit als Hitlerjunge. Heute ist er beschämt, dass einen Tag nach der «Reichskristallnacht» – auch so eine verharmlosende Wortschöpfung wie Endlösung – sein jüdischer Klassenkamerad zusammengeschlagen wurde und er nur passiv daneben stand.

Verwirrt waren meine Eltern, als ich sie erstmals fragte: «Wer sind die Juden?» Zuvor war ich einmal zurechtgewiesen worden, als ich in einem Laden «Judenfütze», der damals im Schwäbischen übliche Ausdruck für die roten Mini-Böller, ordern wollte. Juden – das war ein Fremdwort für mich, und heute überlege ich: Wann wurde mir bewusst? Jesus ist ein Jude!

In der Pubertät wurde dann die Frage an die Eltern drängender: «Wie viel wusstet ihr vom Massenmord an den Juden?» Und diese quälende Frage ist bis heute geblieben.

Die unzähligen Profiteure

Mit der Mitwisserschaft der deutschen Bevölkerung beschäftigt sich Rechtshistoriker Hans-Christian Jasch, Leiter der Gedenkstätte Wannsee. Ihn besuchen wir in seinem Büro im ersten Stock der ehemaligen Fabrikantenvilla. Kisten voller Akten hüllen den Raum mit staubiger Luft ein.

Jasch recherchiert zurzeit über Otto Hofmann, Leiter des SS-Rassen- und Siedlungsamts. Er öffnet das Fenster, blickt hinaus zum Wannsee. Der See war auch im Winter 1942 gefroren, als die in der Kälte stecken gebliebene Russland-Offensive der Wehrmacht die Strategen der Massenvernichtung an diesem Ort zu immer monströseren Mord-

taten antrieb. Wie viel wussten die Deutschen von den in ihrem Namen begangenen Verbrechen? Schon die Zahl von sechs Millionen zeigt es: Ein gigantischer Apparat war notwendig. Lokführer, Baumeister für Gaskammern, Chemiker für die Produktion von Zyklon B und Tausende von SS-Männern arbeiteten daran, damit im industriellen Akkordtakt Hunderttausende von Menschenleben vernichtet werden konnten. Aber Jasch macht klar: Es geht nicht nur um jene, die direkt mit der Tötungsmaschinerie verbunden waren. «Die Verstrickung ist viel weiter zu fassen, und sei es nur, dass man sich bei einer Möbelauktion von deportierten Juden ein Kanapee gekauft hat.»

Nach dem Krieg sei das Vergessenwollen zum Gemeingut geworden, sagt Jasch. Die Opfer des Luftkriegs der Alliierten wurden gegen die dreizehn Millionen von den Deutschen ermordeten Zivilisten aufgerechnet. In der Nachkriegszeit wollte kaum einer den ausgemergelten Menschen in die Augen schauen. In der Gedenkstätte am Wannsee wird der Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi zitiert: «Mir war, als müsse jeder uns Fragen stellen, uns an den Gesichtern ablesen, wer wir waren, demütig unseren Bericht anhören. Aber niemand sah uns in die Augen, niemand nahm die Herausforderung an: Sie waren taub, blind und stumm, eingeschlossen in ihre Ruinen, wie in einer Festung gewollter Unwissenheit.» Der Historiker Jasch sagt jedoch, dass es 1961 mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Israel und den Auschwitz-Prozessen,

«Mein Vater hat uns gelehrt, das Wort Hass und Rache nicht zu gebrauchen.»

Alon Less
Sohn des Eichmann-Verhörers

die in Deutschland stattgefunden haben, zu einem erinnerungspolitischen Einschnitt gekommen sei.

Das Schweigen der Opfer

Alon Less, der bis dahin ruhig zugehört hat, wirft nun ein: «In Israel war das ähnlich. Damals fing man an, darüber zu reden.» Viele der überlebenden KZ-Insassen quälte bis dahin die Furcht, dass ihre Erlebnisse aus den Vernichtungslagern nicht geglaubt würden.

Auch der Bub Alon, der seine Grosseltern im Holocaust verloren hatte, wusste nichts von ihrem Tod in den Gaskammern von Auschwitz. «Meine Mutter sagte immer: Du bist noch zu jung, damit ich dir erzählen kann, was im Krieg passiert ist.» Als im Klassenzimmer das Radio angeschaltet wurde, um den Eichmann-Prozess zu übertragen, hätten manche seiner israelischen

Schulfreunde gefragt: «Wo waren denn damals unsere Soldaten?» Eine merkwürdige Gemeinsamkeit zwischen Opfern und Tätern: Beide Seiten wollten sich an die Mordgeschehen nicht erinnern.

Nun ziehen jüdische und deutsche Jugendliche, drei Generationen von der Shoa entfernt, an den Schautafeln vorbei. Sie studieren am Wannsee die Eskalationsspirale des Rassenwahns, der mit Kaufboykott jüdischer Geschäfte begann und im Massenmord endete. «Die vielen jungen Besucher stimmen mich optimistisch», sagt Less.

Mit dem hölzernen Aufzug fahren wir vom Büro des Museumsleiters hinunter ins Foyer, durch das am 20. Januar 1941 die Koordinatoren des Holocaust geschritten waren. Zuvor fuhren wir mit der S-Bahn an der Station Grunewald vorbei. Hier hatten Betty und Julius Less 1943 auf dem Gleis 17 im Gedränge anderer Juden gestanden und waren zur Todesrampe nach Auschwitz transportiert worden.

Zwei Tage lang hat nun Alon Less auf meiner Berlinreise den Toten seiner Familie eine lebendige Stimme gegeben. Nie ist auch nur mit einer Silbe der Anklage an mich als Nachgeborenen des deutschen Tätervolkes gerichtet worden. Versöhnung – das ist bei Alon Less kein leeres Wort. Für mich ist seine Haltung auch ein Auftrag – so pathetisch es klingen mag –, sich dafür einzusetzen, dass sich Auschwitz nicht wiederholt, nichts Ähnliches nochmals geschieht. Delf Bucher

Buchtipps: Avner Werner Less/Bettina Stagneth: Lüge! Alles Lüge!, Arche 2012, Fr. 30.–



Der Theologe Eberhard Busch kritisiert seine Zunft, zu lange den Holocaust verdrängt zu haben.

Foto: Ephraim Bierl

«Die Schulderklärung war eine laue Sache»

Theologie Nach der Gewaltherrschaft der Nazis wollten viele Kirchenleute in Deutschland einen Schlusstrich ziehen. Der Theologe Eberhard Busch hat die Zeit des Verdrängens als Student und später als Professor erlebt.

«Ich bin ja ein Schweizer geworden und geblieben, obwohl ich die Nationalhymne nicht singen kann», sagt Eberhard Busch in seinem Arbeitszimmer in Friedland bei Göttingen. Natürlich sind in dem mit Büchern vollgestellten Büro auch die zwei Meter des Gesamtwerks von Karl Barth zu finden. Es war die Begegnung mit Karl Barth, die den jungen Eberhard Busch so anhänglich an die Schweiz machte. Er war sein letzter Assistent und begleitete ihn bis zu seinem Tod 1968.

Wann ist Ihnen erstmals ein Jude begegnet?

Eberhard Busch: Lebhaft kann ich mich erinnern, wie wir vom ausgebombten Pfarrhaus in eine Fabrikantenvilla zogen. Darin war auch

eine jüdische Frau einquartiert. Als ich dann als Zehnjähriger vom Nürnberger Prozess 1947 las, brachte ich dies nicht zusammen: die sympathische Jüdin, Mitbewohnerin in unserer Hausgemeinschaft, und das brutale Ziel der Nazis, alle Juden zu ermorden.

Und wie haben Ihre Eltern über Juden gedacht?

Meine Eltern waren weit entfernt von jedem Rassenwahn. Mein Vater hatte 1934 als 29-jähriger Pfarrer an der Synode der Bekennenden Kirche teilgenommen, bei der die von Karl Barth verfasste Barmer Erklärung beschlossen wurde. In ihr haben sich Vertreter der Kirche «allein an das Wort Gottes» gebunden und sich damit von ihrer schwan-

kenden Haltung gegenüber dem Nazi-Staat losgesagt.

Das Thema war für Sie auch in der Nachkriegszeit präsent?

Für mich schon aufgrund meines familiären Umfelds. Aber das anfängliche Interesse an der Aufklärung der deutschen Verbrechen an den Juden wurde in meinem Umfeld nicht weiter gefördert. In der Schule kamen wir im Geschichtsunterricht immer nur bis Bismarck. Aber dreimal durchgenommen haben wir die antike Schlacht von Issos: «333, bei Issos Keilerei.»

Und im Studium? Theologen sollten für das Böse ja eine Antenne haben. Ganz im Gegenteil. Bei mir stieg an der Universität schon bald die

Frage auf, ob Theologen überhaupt Busse tun können.

Wirklich?

Ja. Es ist eine echte Frage für mich. Zu Beginn meines Studiums war ich in Göttingen. Hier war ein wirklich bekennender Nationalsozialist im Amt. Emanuel Hirsch hiess er. Als ich 1958 studierte, veranstalteten die Studierenden geschichtsvergessen einen Fackelzug, um ihn zu ehren. Noch 1989 wurde für Hirsch eine Gedenkfeier an der Göttinger Theologischen Fakultät ausgerichtet. Ich sollte auch etwas sagen. Aber ich wollte nicht Hirsch ehren,

«Ganz wichtig für unser Verhältnis zu den Juden ist es, dass wir das Neue Testament mit der Perspektive des Alten Testaments lesen.»

Eberhard Busch
Theologe

sondern nur seine fragwürdigen Texte sprechen lassen. Da war ich dann der Störenfried. Noch viele andere theologische Koryphäen haben sich dem Ungeist des Nationalsozialismus geöffnet.

Aber das Böse ist ja eigentlich ein Urthema der Theologie?

Gerade der Sündenfall wurde zur beliebten Argumentationsfigur, um die Geschichte zu verdrängen. Helmut Thielicke, der theologische Berater des württembergischen Landesbischofs Theo Wurm, ging immer mit zwei furchtbaren Thesen hausieren. Erstens seien wir alle aufgrund der Erbsünde Sünder. Zweitens könnte ein Schuldbekenntnis nur eine Einzelperson aussprechen, aber nicht eine Kirche oder Institution im Ganzen.

Immerhin hat der württembergische Landesbischof Theo Wurm dann die Stuttgarter Schulderklärung von 1945 mitgetragen.

Lassen Sie es mich einmal polemisch sagen: Die Veröffentlichung war eine laue Sache und keine wirkliche Schulderklärung.

Aber ein Satz ist bemerkenswert: «Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.»

Naja, das ist aber sehr allgemein formuliert, und gleich folgt so etwas wie ein Selbstlob: «Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.» Nicht mutiger, das heisst doch, dass sie irgendwann einmal mutig waren.

Wie hätte denn ein Schuldbekenntnis klingen müssen?

Das hat eine kirchliche Bruderschaft in Württemberg vorgemacht. (Eberhard Busch holt einen Zettel hervor und liest vor): «Wir sind mutlos und tatenlos zurückgewichen, als die Glieder des Volkes Israel unter uns entehrt, beraubt, gepeinigt und getötet worden sind.» Was hinzu-

kommt: Das haben Pfarrer geschrieben, die überhaupt nicht mutlos und tatenlos waren.

Was waren das für Pfarrer?

Das waren ganz eindrückliche Theologen. Teilweise habe ich sie noch kennengelernt. Hermann Diem zum Beispiel, der sich geweigert hatte, den Dienst auf Hitler abzulegen und von Bischof Wurm seines Amtes enthoben wurde. Sie haben während der Nazizeit Juden versteckt und ihnen in manchen Fällen zur Flucht in die Schweiz verholfen.

Hatten Sie Verbindungen zum Flüchtlingspfarrer Paul Vogt?

Das war ein eingespieltes Netzwerk. Wenn auch die Grenze undurchlässig war, gelang es Vogt oft, jüdische Flüchtlinge zu legalisieren und ihnen eine Unterkunft zu besorgen. Übrigens hatte das von Paul Vogt gegründete Hilfswerk für die Bekennende Kirche Deutschland bereits 1944 ein Schuldbekenntnis formuliert mit unverkennbarer Autorschaft von Karl Barth.

Nun haben Karl Barth und Paul Vogt sich dafür eingesetzt, dass Juden in der Schweiz Asyl erhalten. Aber beide haben einen Weihnachtsbrief unterzeichnet, in dem der Satz steht: «Es betrübt und erschreckt uns, dass das Judenvolk Jesus nicht als den im Alten Testament angekündigten Messias erkennt und als seinen Erlöser annimmt.»

Das ist ein Satz, den man nach dem Krieg so nicht wiederholt hätte. Aber der damalige Basler Rabbiner Weil war stark beeindruckt von der Botschaft dieses Briefes. Seit 1900 Jahren hätten Juden nicht solche selbstkritischen Worte von Christen gehört, sagte er. Das liegt daran, dass sich gleich an den von Ihnen zitierten Satz ein anderer anschliesst: «Aber es ist zuerst an uns, Busse zu tun, für alles, was von unserer Seite an den Juden gesündigt wurde.»

Auschwitz war ein Schock. Wie kann die Theologie angemessen darauf reagieren?

Ganz wichtig ist, dass wir immer das Neue Testament mit der Perspektive des Alten Testaments lesen. Es gibt hier ein eindrückliches Zeugnis des Pfarrers Helmut Hesse. Er hatte gepredigt: «Die Kirche muss bezeugen, dass mit Israel sie und ihr Herr Jesus Christus selbst bekämpft wird.» Als «politischer Hetzer» wurde er im KZ Dachau ermordet. Den Zusammenhang zwischen Christenheit und dem auserwählten Volk Israel stellte auch Karl Barth immer wieder heraus: Der letzte Satz, den er in seiner kirchlichen Dogmatik einfügte, übrigens am ersten Tag des im Juni 1967 entflammten Sechstage-Kriegs, war: «Ein Mensch tritt in seiner Taufe als tätiges Glied hinein in das Volk Israel, das nach Jesaja 42,6 zum Bundesmittler unter den Völkern bestellt ist.»

Interview: Delf Bucher

Eberhard Busch, 80

Geboren ist Eberhard Busch 1937 in Witten im Ruhrgebiet in einem Pfarrhaus, das geprägt war von einem oppositionellen Geist gegen die Unterwanderung der Kirche durch die Nazis. Nach Stationen an deutschen Universitäten kam er in Basel mit den Themen in Berührung, die seine Forschung bestimmen sollten: Barths Theologie, die kirchenpolitischen Kämpfe während der Nazizeit, das Verhältnis des Christentums zum Judentum. 1969 bis 1986 war Busch Pfarrer in Uerkheim im Aargau. Bis zur Pensionierung lehrte er als Theologieprofessor in Göttingen.

Dem Brummen folgen gute Taten

Töffsaison Vor 115 Jahren bauten William S. Harley und Arthur Davidson ihr erstes Motorrad. Sein Sound, das zelebrierte Gemeinschaftsgefühl, sind Kult. Weniger bekannt ist das soziale Engagement der Fahrer.



Natalie Oberli und Daniel Frei mit einem Bündnerbike in Maienfeld.

Foto: Jakob Menolfi

Herr Frei, Sie sind Direktor des HOG Bündner Chapters. Als sogenannter «HÖG'ler» distanzieren Sie sich von den Motorradclubs der Rocker. Weshalb?

Daniel Frei: In den Motorradclubs dürfen Frauen zwar an den Vereinsaktivitäten teilnehmen. Aber eine Mitgliedschaft ist ihnen untersagt. Wir HÖG'ler sind eine grosse Familie, zu der Männer, Frauen, deren Partner und Kinder gehören. Zu unseren Mitgliedern zählen Menschen aller gesellschaftlichen Schichten: Professoren, Ärztinnen, Verkäufer, Lehrerinnen, Musiker, Politikerinnen, Bodenleger. Wir sind alle per Du, bei uns sind alle willkommen. Natalie Oberli: In unserem Harley-Shop behandle ich alle gleich. Ich distanziere mich von niemandem. Doch als Geschäftsführerin einer männerdominierten Branche muss

ich mich bisweilen mehr behaupten als mein Bruder, wenn es um die Beratung eines Töffs geht. Viele denken immer noch, dass eine Frau naturgemäss weniger über Motoren weiss als ein Mann.

Haben Sie Ihre Töffs schon parat?

Oberli: Ich starte meinen wie immer am 7. April, am Tag der offenen Tür in unserem Shop in Maienfeld.
Frei: Ich bin das ganze Jahr über startklar. Wenn es die Strassenverhältnisse zulassen, kann es sein, dass ich sogar an Weihnachten eine kleine Ausfahrt mache.

Warum steigen Sie jedes Jahr auf den Töff?

Oberli: Es ist einfach ein geiles Gefühl, auf dem Hobel zu sitzen, die Gedanken mit dem Wind vertreiben zu lassen. Ausserdem gibt kei-

«Ich habe Yoga probiert und fühlte mich total eingeengt.»

Natalie Oberli
Geschäftsführerin

nen besseren Ort zum Töfffahren, als den Passkanton Graubünden.

Können Sie dieses Gefühl näher beschreiben?

Oberli: Auf dem Töff zu sitzen, ist Freiheit. Ich habe gestern Yoga probiert. Das ist nichts für mich, ich

Töff-Gottesdienst und Kinderhilfe

Zum 7. Mal führt der reformierte Pfarrer und Harley-Fahrer Michael Landwehr einen Töffgottesdienst in Samedan durch. Dieses Jahr: 3. Juni, 11 Uhr. Die Harley Owner Group (HOG) ist ein Zusammenschluss von Harley-Besitzern. HOG-Chapter sind meist einem «Dealer» (Harley-Fachgeschäft) angegliedert. Beim HOG Bündner Chapter ist dies Harley Davidson Graubünden, den Natalie Oberli und ihr Bruder führen. Bekannt sind sie für ihre Bündnerbike's, nach Wunsch umgebaute Harleys. Harley-Davidson setzt sich mit dem «Love Ride» weltweit für muskelkranke Menschen ein. Das HOG Bündner Chapter nimmt regelmässig am «Ride and Help» in Chur teil, zugunsten von Kindern in Not und karitativen Einrichtungen.

fühlte mich total eingeengt. Auf dem Töff nehme ich die Welt anders wahr als im Alltag. Da sitzt du frei und atmet die Luft, spürst den Wind im Gesicht. Mir geht es nicht darum, so schnell wie möglich von A nach B zu kommen. Ich will geniessen und unbeschwert sein.
Frei: Du liegst in die Kurve und ziehst danach wieder an. Diese Fliehkraft zu spüren, wenn du eine Passstrasse hochfährst, ist mit nichts vergleichbar. Die Harley Davidson war schon immer mein Bubentraum.

Einen Traum, den Sie auch regelmässig anderen erfüllen. Wie kommt es dazu?

Frei: Da wir in unserem Verein keine grossen Fixausgaben haben, bleibt immer auch etwas übrig für soziale Einsätze. Zum Beispiel die jährlichen Ausflüge mit Klienten und Klientinnen der Behindertenwerkstätten in Chur und Ilanz. Sie gehören zu den Höhepunkten unserer Vereinsaktivitäten. Aus einem einfachen Grund: Es macht unglaublich viel Spass und mich persönlich zufriedener.

Oberli: Der Bike-Shop ist auch unser Clubtreffpunkt. Uns besuchen viele Menschen und wir hören viele Geschichten. So ergeben sich auch spontane Engagements, die gar nicht an die Öffentlichkeit dringen. Einer kinderreichen Familie, eines davon ist behindert, wurden die Sozialleistungen gestrichen. Da sind wir eine Zeit lang finanziell eingesprungen. Denn das ist die Philosophie der Harley Owner Group: «Freedom for all – all for freedom». Das leben wir. **Interview: Rita Gianelli**

Kindermund



Das Leiden der Hirsche an der Nettigkeit der Menschen

Von Tim Krohn

Kürzlich erzählte Bigna, dass auf Nots Hof ein Hirsch den Kompost geplündert hatte. Das Kompostgitter war zwar gedeckt gewesen. Doch der Hirsch hatte das Gitter mitsamt Abdeckung umgerissen. «Ja, zu uns kommt auch einer», erwiderte ich fröhlich. «Nur decken wir den Kompost gar nicht ab. Der Winter war so lang und hart, soll der Hirsch sich ruhig satt fressen.» Bigna sah mich schräg an, dann sagte sie: «Das tut dem Hirsch aber nicht gut.» Sie nimmt mir immer noch übel, dass ich die Spinnen erschlagen habe, dachte ich, und mag mir die gute Tat nicht gönnen.

Dann rief gestern der Wildhüter an: «Wir haben Probleme mit den Hirschen im Dorf. Ein paar sind gestorben, viele sind krank. Der Kompost, den sie fressen, bekommt ihnen nicht, ihr Magen ist übersäuert.» Mir schoss das Blut in den Kopf, während er fortfuhr. «Wenn man den Hirschfährten im Schnee folgt, führt eine genau zu Ihrem Garten.» «Ich weiss, ich dachte, wir tun ihnen etwas Gutes», gestand ich. «Wir haben mehrmals im Gemeindeblatt darauf hingewiesen, wie schädlich der Kompost ist», sagte er freundlicher, als ich verdient hatte, «der Abfall muss mit Brettern bedeckt werden, die mit Seilen festgezurr sind. Das Entsorgen von losen Küchenabfälle in ungenügenden Einrichtungen steht gar unter Strafe.» Ich versprach eilig, mich um eine angemessene Abdeckung zu kümmern, und tat es auch.

Trotzdem konnte ich nachts nicht schlafen. Ich hatte keine Ahnung, ob mein Versuch, den Komposthaufen mit einem alten Zuberdeckel und Abschleppseil zu sichern, einen Bock am Plündern hinderte. Ständig sah ich Hirsche vor mir, die sich in Krämpfen wanden, im Seil verhedderten und dabei strangulierten. Zweimal stand ich auf und tastete mich im Dunkeln bei 20 Grad minus das vereiste Strässchen hinab, um mein Gewissen zu beruhigen. Wirklich blieb die Abdeckung bis zum Morgen unberührt. Nur hatte meine Frau – die, weil sie stillte, sowieso schon chronisch übernächtigt war – meinetwegen kein Auge zugetan, und beim Frühstück verkündete sie ungewohnt harsch: «Bevor das jede Nacht so geht, werfe ich das Grünzeug lieber in den Müll. Daran bist dann aber du schuld.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Jesus hat das Wort

Lukasevangelium

6,32

Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben – welchen Dank erhaltet ihr dann? Denn auch diejenigen, die Unrecht tun, lieben die, die sie lieben.

Jesus stellte fest, dass alle Menschen lieben; alle sind auf Liebessuche, alle verschenken welche. Als Kenner der Motivation menschlichen Handelns sprach er die darunter verborgene Bedürftigkeit an: Die meisten lieben, um wiedergeliebt zu werden. Sie sichern sich durch eine Art Tauschgeschäft das, wovon sie das Gefühl haben, zu kurz gekommen zu sein.

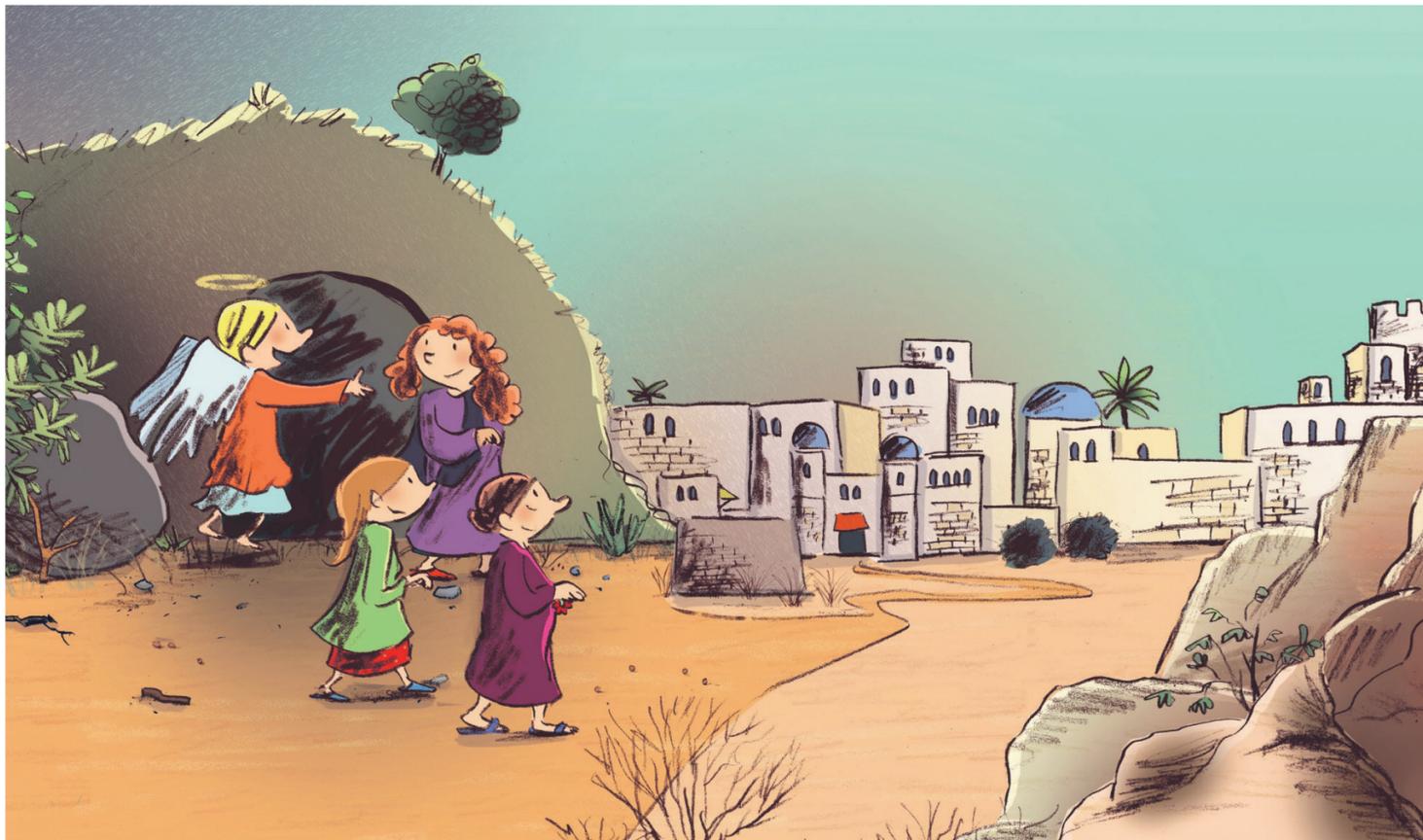
Offensichtlich wollte Jesus seinen Freunden und Freundinnen eine andere Liebe näher bringen. Eine Liebe, bei der «charis» herauschaut. Dieses griechische Wort kann mit «Dank» übersetzt werden, aber auch mit «Geschenk», «Gnade» oder «wohlwollender, freiwilliger Zuwendung». Richtig lieben geht über das Wie-du-mir-so-ich-dir hinaus, es geschieht absichtslos, es präsentiert dem anderen keine Rechnung. Jesus anerkannte gewiss die emotionale Art zu lieben: Jeder Mensch mag die am meisten, die auch ihn

mögen. Aber die Liebe, die ihm vorschwebte, zielt auf etwas Grösseres. Sie dehnt sich in eine allumfassende, eine göttliche Weite aus. Erst eine solch uneigennützig Liebe ist fähig, das Gegenüber weiterhin zu lieben, auch wenn es bockt, verletzt, angreift oder kalt bleibt. Erst wer jene Art zu lieben erfasst, liebt den anderen trotz und mitsamt all seiner Unvollkommenheit. Erst auf diese Weise wird schliesslich Feindseligkeit möglich.

Wie gelangt ein Mensch in derartige Freiheit? Jesu Antwort findet sich in Vers 36: «Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist.» Jeder selbstlosen Liebe geht die Erfahrung voraus: Du wirst bereits geliebt. Gottes ungeteilte Bejahung ist eine Verwandlungskraft, die dein wahres Wesen «hervorliebt». Dieses göttliche Ja ist kein berauschendes Erlebnis, eher eines, das beschämt und brutale Ehrlichkeit verlangt; es kommt einer Ergebung

gleich, die zunächst nackt und demütig macht. Nichts anderes fällt einem Menschen ja derart schwer zu glauben, als dass er ein geliebtes Wesen ist! Dieser einladende, gültige Blick will jeden Menschen ermutigen, zunächst sich selbst für liebenswert zu halten, so wie er gerade ist, grundlos, aus lauter «charis» eben. Erst durch diese tiefste Anerkennung kann die neurotisch gefärbte Liebessucht einer Sättigung weichen. Ruhe stellt sich ein, wahre Stillung. Und die Einsicht tut sich auf, dass die «Barmherzigkeit des Vaters» einer universellen Liebe gleichkommt, an welcher jeder Mensch empfangend und gebend Anteil hat. **Marianne Vogel Kopp**

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort



Passion im Comicstil: Fast immer lächelnde Figuren mit lustigen Nasen.

Illustration: Susanne Göhlich/Herder

Wie dem Kind von Karfreitag erzählen?

Erziehung Die Passionsgeschichte ist für Kinder schwere Kost. Kann der kindgerechte Umgang mit dem Leiden Christi dennoch gelingen? Ein neuer Comic wagt sich an den Spagat.

So zentral Karfreitag und Ostern in der christlichen Theologie sind, so anspruchsvoll sind sie kleinen Kinder zu vermitteln. Vor allem die brutale Erzählung von Karfreitag, wo Jesus gefoltert und getötet wird, scheint wenig geeignet für Kinder. Die Autorin Sabine Zett sagt daher: «Mein Osterbilderbuch sollte auf keinen Fall düster sein.»

Die Bestseller-Autorin («Hugo»-Reihe) hat jüngst «Die Ostergeschichte» publiziert. Im Bilderbuch, das für Kindergartenkinder und Ältere gedacht ist, erzählt sie die biblische

Geschichte nach. Vor dem Schreiben habe sie die Evangelien studiert, sagt die gläubige Katholikin.

Passion mit Happy End

«Dann suchte ich eine leicht verständliche Sprache.» Inhaltlich war es Zett wichtig, «zu betonen, dass es gut ausgeht». Die Passionsgeschichte habe ein «Happy End», findet sie. In der Kreuzigungsszene fokussiert die comicartige Illustration von Susanne Goehlich auf die Freunde von Jesus, während der Gekreuzigte nur klein im Hintergrund sicht-

bar ist. Um die komplexe historische Sachlage, wer die Gegner Jesu waren, kommt das Buch aber nicht herum. Hier sei es nötig, dass Eltern oder Grosseltern auf Kinderfragen reagieren könnten, räumt Zett ein. Richtig erzählt, sei die Passionsgeschichte für kleine Kinder verträglich. Das sieht der bekannte Liedermacher Andrew Bond nicht so. «Kleine Kinder können weder den historischen Kontext noch den gemeinen, sinnlosen Tod von Karfreitag und die Lust am Töten einordnen», sagt er. Der Schöpfer le-

gendärer Kinderlieder wie «Zimetstärn» erzählt von einem vierjährigen Mädchen aus dem Freundeskreis. Im «Fiire mit de Chliine» in der reformierten Kirche habe die Katechetin ein Bilderbuch mit der Ostergeschichte und vielen buntglänzenden Bildern vorgelesen.

Trauma durch bunte Bilder

Das Mädchen sei ob der Ermordung Jesu so nachhaltig erschüttert, dass es sich mehrere Jahre geweigert habe, eine Kinderbibel anzuschauen und die Kirche zu betreten. «Wir

müssen sehr sorgfältig überlegen, welchem Kind wir was wann erzählen», betont Bond.

Auf seinen CDs finden sich mehrere Osterlieder. Viele drehen sich liebevoll um den Osterhasen und das Eiertütsche, lassen die religiöse Dimension jedoch beiseite. In «Ooschterglogge» hingegen singt ein Schneeglöckchen davon, dass die Natur und Jesus nicht tot seien – und «vom Liecht nach der Nacht».

Ihm sei es ein Anliegen gewesen, alters- und kindgerecht von der Überwindung des Todes zu sprechen, sagt Bond. Und warum gibt es vom Schöpfer der «Mitsing Wiehnacht» keine «Mitsing Oschtere»? «Ungeeignet», meint Bond. Die Kinder, die bei seinen kirchlichen Mitsing-Anlässen mitwirkten, würden immer jünger. «Ich glaube nicht, dass Vorschulkinder Karfreitag darstellend verstehen können. Ostersonntag, das leere Grab, wäre dagegen möglich.»

Murmeltier und Pustelblume

Auch Heidrun Kraft-Fuchs von der reformierten Kirchgemeinde Winterthur-Stadt vermittelt im «Fiire mit de Chliine» für Drei- bis Achtjährige lieber die Grundbotschaft von Ostern: «Dass sich etwas Grundlegendes ändert, das unser Vorstellungsvermögen übersteigt.» Nebst explizit religiösen Bilderbuch-Klassikern wie jenen der 2013 verstorbenen Autorin Regine Schindler setzen sie und das Team oft Bilderbücher ein, die nicht direkt von Ostern handeln. Etwa die Geschichte eines Murmeltiers, das seinem Freund, dem Löwenzahn vertrauen lernt, dass dieser im nächsten Frühling wieder leben werde. «Das Thema Tod und neues Leben kann so kindgerecht vermittelt werden.»

Wie anspruchsvoll die Vermittlung der Passionsgeschichte selbst ist, zeigt das Bilderbuch von Sabine Zett. Ihr Versuch einer leicht verständlichen Sprache misslingt oft. Beim letzten Abendmahl etwa bleibt sie sehr nahe am biblischen Text. Karfreitag ist, anders als Weihnachten, eben nur bedingt vereinbar. **Sabine Schüpbach**

Medientipps:

- Sabine Zett/Susanne Goehlich: Die Ostergeschichte. Herder, 2018
- Andrew Bond: «Ooschterglogge» auf der CD «Maieriisli lüütet liisli»

INSERATE

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
 70 Anlagen in der Schweiz
 052 / 741 42 12

80 Unterwegs zum Du
 Jahre zum Du
 persönlich – beratend – begleitend www.zum-du.ch
 Basel/Bern: 031 312 90 91 Zürich/Ostschweiz: 052 536 48 87

5023 Biberstein
 062 839 30 90 **Radio Freundes-Dienst**
Leben für Alle
 über DAB+
 Infos und Programm: radiofd.ch

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)
 Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst
 Tagesausflüge und Reisen – Programm 2018
 www.kunst-und-kirchenbau.ch

Romanik in der Auvergne
Do 14. – Di 19. Juni 2018
 K.u.K., Postfach, 3001 Bern | 031/534'19'75 | K-u-K@hispeed.ch

BDG

Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG

Quaderstrasse 18 • 7000 Chur
 081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
 www.bdg-gr.ch

Universität Zürich

Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik – Reflexion unseres moralischen (Berufs-)Alltags

Viele Fragen im Geschäftsleben, in der Politik und im Alltag sind im Kern ethische Streitfragen.

Unsere Angebote (Studiengänge, Kurse und Seminare) vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Bereichen der Angewandten Ethik. Erlangen Sie Kompetenzen zur eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen in der Praxis.

Frühbucherrabatt:

Bis Ende Mai 2018 anmelden und von bis zu 10% Frühbucherrabatt profitieren!

Information & Anmeldung: Dr. Ivo Wallimann-Helmer
 Tel. 044 634 85 35, E-Mail: asae.leitung@ethik.uzh.ch, Website: www.asae.uzh.ch

TELEFON • CHAT • MAIL

Tel 143
 Die Dargebotene Hand
 www.143.ch
 PC 60-324928-2

Die Meere und ihre Bewohner sind stark bedroht
JETZT HELFEN
 WWF

Tipps

Konzert

Mit Singen Generationen verbinden

Erstmals treten zwei einzigartige Chöre gemeinsam auf: der gemischte Seniorenchor «Canziano» mit seinen 130 Mitgliedern aus dem ganzen Kanton und der jugendliche «Chor d'affons Surselva» mit rund 60 Sängerinnen und Sängern aus der Surselva, von 7 bis 16 Jahren. Gemeinsam interpretieren sie verschiedene Stilrichtungen und singen Volkslieder in allen Landessprachen. Ein kleines Instrumentalensemble begleitet sie. rig

14.4, 20 Uhr, 15.4, 17 Uhr, Stadttheater Chur, www.theaterchur.ch



Der Chor Canziano steht bald mit 60 Jugendlichen auf der Bühne. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Freiwilligenarbeit koordinieren

Der eintägige Kurs liefert praxisnahe Impulse für die Koordination von Freiwilligenarbeit beim Suchen, Begleiten und Schulen von Freiwilligen und gibt fachlichen Support beim Weiterentwickeln in Kirchgemeinden, Sportvereinen, Integrationsprogrammen.

Fr, 13. April, 8.45–17.15 Uhr
Restaurant VaBene, Chur

Anmeldung: info@benevol-gr.ch oder johannes.kuoni@gr-ref.ch

Neue Finanzhaushaltsverordnung

Eine Weiterbildung für Finanzverantwortliche in den Kirchgemeinden. Mit Frank Schuler, Kirchenrat und Romedi Andreoli, Partner BMU Treuhand.

Di, 10. April, 9.15–16 Uhr
Bürgerheim, Chur

081 257 11 07, jacqueline.baumer@ref-gr.ch

Mitarbeitendengespräche

Wie können Gespräche verbindend und verbindlich gestaltet werden. Besonderheiten und Nutzen im kirchlichen Umfeld. Ein praktischer Kurstag für Kirchgemeindevorstände. Leitung: Jacqueline Baumer.

Fr, 4. Mai, 9.15–16.30 Uhr
Bürgerheim, Chur

081 257 11 07, jacqueline.baumer@ref-gr.ch

Führen in kirchlichen Kontexten

Fachkurse für Führungspersonen aus Kirchgemeinden und kirchennahen Institutionen. Eine Zusammenarbeit der Hochschule für Soziale Arbeit Fachhochschule Nordwestschweiz und verschiedener reformierter Landeskirchen (auch Graubünden).

August 2018 bis Juni 2020
jeweils 9–17 Uhr (total 20 Tage)
Aarau und Olten

Anmeldung bis 30.4.:
www.ref-ag.ch/anmeldung

Eltern und Kinder stärken

Ein Kurs für Eltern und Kinder, die in einer suchtbetroffenen Familie leben. Ziel: Rolle der Eltern stärken, Sozialkompetenz der Kinder fördern, Kommunikation in der Familie verbessern. Zielgruppe: Eltern und Kinder (6–12 Jahre)

Mi, 11. April, 2./16./30. Mai, 13./27. Juni
16.30–19.30 Uhr
Familienzentrum Planaterra, Reichsgasse 25, Chur

Anmeldung bis 5.4.:
Blaues Kreuz Graubünden
Dorothea Strietzel, 081 252 43 37
d.strietzel@blaueskreuz.gr.ch
www.blaueskreuz.gr.ch

Reisen

Kunstwandern mit Dieter Matti

Mit Kunstpfarrer Dieter Matti zu berühmten Kunstwerken reisen und verborgene Kostbarkeiten entdecken.

– Fr, 18. Mai–Sa/So, 26./27. Mai
südliches Umbrien

– Sa, 1. September bis So, 9. September
Touraine, im Garten Frankreichs

Dieter Matti, 081 420 56 57
dieter.matti@bluewin.ch
www.kunstwanderungen.ch

Pilgerstamm

Erlebnisse austauschen, alles rund ums Pilgern in Graubünden und Europa erfahren oder einfach Kontakte zu anderen Pilgern pflegen, das ist möglich am monatlichen Pilgerstamm. Nächstes Datum:

Di, 3. April, ab 18 Uhr
Gasthaus Gansplatz, Obere Gasse, Chur

Kontakt: Vreni Thomann, 081 630 31 17

Vortrag

Frauenfrühstück

Schwester Veronica Ebnöther, Gefängnisseelsorgerin, referiert über ihre «Himmlische Karriere – Leben als Freelance-Schwester».

Sa, 7. April, 8.45–11 Uhr
Kirchgemeindehaus Comander,
Sennensteinstrasse 28, Chur

Info/Anmeldung: awaeffer@cfc.ch,
www.frauenfruehstueck.ch

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77,
angelika.mueller@paarlendo.ch,
juerg.jaeger@paarlendo.ch,
www.paarlendo.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin

Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3,
Celerina, 081 833 31 60,
markus.schaerer@paarlendo.ch,
www.paarlendo.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60,
Chur, 081 257 11 07,
jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, junge Erwachsene

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur,
081 257 11 85,
johannes.kuoni@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60,
Chur, 081 257 11 08,
wilma.finze@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1,
Chur, 081 250 28 63,
astrid.weinert@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Ursula Schubert, Loëstrasse 60, Chur,
081 252 62 39,
ursula.schubert@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur,
079 220 65 75,
cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit

Daniela Troxler, Carsiliastrasse 195B,
Schiers, 081 328 19 79,
daniela.troxler@gr-ref.ch

Radio und TV

Perspektiven

1950 gründete ein Benediktinermönch den südindischen Ashram Shantivanam. Er wurde zum Paradebeispiel für interreligiöses Zusammenleben.

So, 29. April, 8.30 Uhr
SRF 2

«Spirit, ds Kirchemagazin uf RSO»

Sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz, Wiederholung
dienstags, 13 Uhr
www.suedostschweiz.ch/radio

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch

– So, 1. April, Marcel Köhle
– So, 8. April, Anna Ratti
– So, 15. April, Dirk Jasinski
– So, 22. April, Christoph Reutlinger
– Fr, 29. April, Marcus Flury

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2

– So, 1. April, Barbara Kückelmann (Röm.-kath.), Christoph Herrmann (Ev.-ref.)
– So, 8. April, Damian Pfammatter (Röm.-kath.), Henriette Meyer-Patzelt (Ev.-ref.)
– So, 15. April, Adrienne Hochuli Stillhard (Röm.-kath.), Ralph Kunz (Ev.-ref.)
– So, 22. April, Mathias Burkart (Röm.-kath.), Alke de Groot (Ev.-ref.)
– Fr, 29. April, Römisch-katholischer Gottesdienst aus Köniz

Leserbriefe

reformiert. 3/2018, S. 5–8

Dossier: Die Wurst

Anregendes Gespräch

Danke für dieses Dossier! Dass Zwingli das Wurstessen inszeniert haben soll, gehört allerdings eher zu den Legenden, genauso wie der Thesenanschlag Luthers! Verständlich wäre das Fastenbrechen jedoch gewesen, denn Zwingli wollte unbedingt, dass auf Ostern hin das Neue Testament gedruckt vorlag. Die Begründung für sein Einverständnis fand Zwingli in der Bibel – und die war durchaus «katholisch». Frau Gassmann muss man daher entgegenhalten: Die Spaltung der Kirche kam nicht durch das Wurstessen, sie kam rund fünfzig Jahre später mit dem Konzil von Trient
Peter Altorfer, Kappelen

reformiert. 2/2018, S. 5–8

Dossier Männer und häusliche Gewalt

Hilfreiche Information

Ich danke Ihnen für das Dossier zur häuslichen Gewalt. Sie leisten damit sehr hilfreiche Informationsarbeit. Seit Jahren bin ich in einer Männergruppe. Meist gilt ausschliesslich physische Gewalt als verwerflich, weil die Folgen ohne weiteres sichtbar sind. Psychische Gewalttätigkeit dagegen wirkt im Verborgenen. Oft erdulden Familienmitglieder solchen Terror aus Angst vor Erpressung, zum Beispiel beim Sorgerecht. Das Vorurteil, dass Männerhäuser «nicht nötig» seien, scheint sich erst langsam abzubauen. Männerfragen überhaupt gelten oft weiterhin als unbequem oder als störend. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Physische Gewalt wird mehrheitlich von Männern ausgeübt und zurecht auch beklagt. Gleichzeitig aber wird mit der Männerwehrgeschichte pauschal an uns Männer delegiert, als ob die uns angeboren wäre.
Roland Jäggi, Rütligen

reformiert. 2/2018, S. 1

Die Zürcher bauen an einer Mega-Kirchengemeinde

Schönheitsfehler

Die Zürcher bauen an einer Mega-Kirchengemeinde – und diese hat mehr als nur einen Schönheitsfehler.

ler. Mit dem Zusammenschluss der 32 Kirchgemeinden wird die Fachstelle «Kirche und Jugend» aufgehoben. Die Unterstützung der Suizidnachsorge wird ganz gestrichen, mit der Begründung, dass diese nicht zur Kernkompetenz der Kirche gehöre. Zu Zeiten, in denen immer mehr «Schäfchen» der Kirche den Rücken zuwenden, kann ich diesen Entscheid nicht nachvollziehen.
Manuela Ernst, Wettingen

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.graubuenden@reformiert.info oder an «reformiert.», Rita Gianelli, Tanzbühlstrasse 9, 7270 Davos Platz
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 704 125 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk)
Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 33 146 Exemplare
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion

Kasernenstrasse 36, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag

Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo.graubuenden@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koedia.ch, www.koedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 5/2018

4. April 2018
Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



Portrait

Mit dem Feuer des Glaubens für die Natur

Umweltschutz André Galli kämpft gegen das Desinteresse frommer Kreise am Umweltschutz. Und träumt von einer Einheitskirche der besonderen Art.



Wissenschaft, christliches und ökologisches Engagement ergänzen sich, findet André Galli.

Foto: Annette Boutellier

Am meisten habe «der freie Himmel» mit seinem persönlichen Engagement zu tun, sagte André Galli, als es darum ging, einen Treffpunkt zu vereinbaren. Er sei nicht so der Beizentyp, und im Labor oder im Büro sei es meist zu laut. Dann aber spielt das Wetter nicht mit, und wir sitzen doch im Restaurant. Mit Sicht durch den Regen auf das nahe Zweckgebäude der exakten Wissenschaften der Universität Bern.

Von dort ist Galli hergekommen, zu Fuss, in bequemen Hosen und einem Kapuzenpulli des Jakobweges. Vom Pilgerweg habe er erst einen Teil in der Schweiz erwandert, sagt der Weltraumphysiker. Gehend

und rennend, ist er auch sonst gerne und häufig in der Region unterwegs: Seit Jahren macht der eher schwächling, aber zäh wirkende 40-Jährige Dauerläufe. Als Wanderleiter bietet er Nachtwanderungen an – wenn er Zeit dafür hat.

Vereinsgründung aus Trotz

Neben seinem Vollzeitjob beschäftigt ihn vor allem der Grüne Fisch. Der Verein setzt sich für zwei Dinge ein: die nachhaltige Nutzung sowie die gerechte Verteilung natürlicher Ressourcen, basierend auf christlichen Werten. André Galli sagt, er habe den Verein 2008 «auch aus Trotz» mitgegründet. Andere Gläu-

bige in seinem Umfeld hätten immer wieder mal gesagt: Je schneller die Welt kaputt geht, desto schneller kommt Jesus als Messias zurück – und so ihr Desinteresse am

André Galli, 40

Der Weltraumphysiker ist Gründungsmitglied und geschäftsführender Präsident des Vereins Grüner Fisch. Darin lanciert er Projekte im In- und Ausland und kooperiert mit der Arbeitsgemeinschaft Klima, Energie, Umwelt der freikirchlich geprägten Schweizerischen Evangelischen Allianz.

Umweltschutz begründet. «Mich machte das zornig», sagt Galli. Als Naturwissenschaftler habe er gesehen, dass Klimawandel und der Verlust von Biodiversität menschengemacht sind. «Und als Christ kann ich nicht sagen: Es ist okay, die Schöpfung zu zerstören.»

Der Grüne Fisch engagiert sich hauptsächlich in zwei Bereichen. «Hier wollen wir sensibilisieren und ermuntern, sparsamer zu leben.» Im Ausland will der Verein mit einfachen Mitteln viel erreichen. In Nepal etwa unterstützten sie die Verbreitung raucharmer Öfen: «Sie brauchen weniger Holz als offenes Feuer, die Abholzung wird vermindert, die Luft in den Räumen ist besser, und es gibt Arbeitsplätze dank der Öfen.»

Die ideale Mischung

Dass er als exakter Wissenschaftler gläubig ist, sieht Galli nicht als Widerspruch. «Für mich ist das kom-

«Als Christ kann ich nicht sagen, es sei in Ordnung, die Schöpfung zu zerstören.»

plementär: Die Wissenschaft gibt auf andere Fragen Antworten als der Glaube. Und die Bibel ist kein naturwissenschaftliches Buch.» Er könne als Wissenschaftler sagen, wie gross und alt das Universum sei und wie beschaffen. «Aber ich kann nicht beantworten, was der Sinn von allem ist. Und wie Menschen miteinander umgehen sollen.»

Früher hätte sich André Galli nicht als Christ bezeichnet. Er sei mit einer gewissen Distanz zur reformierten Kirche aufgewachsen. Im Verlauf der Jahre habe sich der Glaube immer mehr verflüchtigt, bis er schliesslich kein Vertrauen mehr gehabt habe – zu niemandem. Über einen AlphaLive-Kurs fand er zum Glauben zurück – lebensrettend, stellt Galli rückblickend fest.

Heute fühlt sich Galli in seinem Glauben wohl wie ein Fisch im Wasser. Er lebt ihn in der Vineyard-Gemeinde und in der Berner Kirchengemeinde Münster. Seine ideale Kirche wäre superökumenisch: «Sie hätte das Glaubensfeuer der Freikirchen, die Liturgie der Katholiken und die theologisch fundierte Nüchternheit sowie das soziale Engagement der Reformierten.» Der Physiker lächelt. Marius Schären

Gretchenfrage

Kristine Braden, Top-Bankerin:

«Ein Erlebnis mit Christus hat mich stark verändert»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Braden?

Als Kind besuchte ich eine anglikanische Kirche in den USA. Später experimentierte ich mit Agnostizismus und Atheismus. Doch dann hatte ich ein Erlebnis mit Christus, das mich zutiefst verändert hat.

Was haben Sie erlebt?

Auf dem Weg zur Arbeit dachte ich darüber nach, wie heuchlerisch die Kirche doch ist. Dann hörte ich Gott sagen: «Es geht nicht um die Kirche, es geht um deine Beziehung zu mir.» Da entschied ich mich, in diese Beziehung einzutreten.

Welche Kirche besuchen Sie heute?

Ich und mein Mann nehmen wöchentlich am englischsprachigen Gottesdienst der Freikirche «International Christian Fellowship» (ICF) in Zürich teil. Auch mein 20-jähriger Sohn und meine 16-jährige Tochter engagieren sich bei ICF. Jeden Freitag halten wir bei uns zuhause einen Bibelkreis ab.

In der Bibel steht, der Mensch könne nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen. Können Sie es?

In Banken arbeiten viele Christen. Ich sehe keinen Grund, der dagegen spricht. Der Bibelspruch meint, dass wir nicht das Geld, sondern Gott verehren sollen, auch als Banker. Man kann Gott in den verschiedensten Arbeitsfeldern dienen.

Und wie bringen Sie in Ihrem Alltag Bank und Glaube zusammen?

Ich versuche, meine Werte zu leben: integer und ehrlich zu sein und wirtschaftliches Wachstum auf verantwortliche Weise zu fördern.

Sie engagieren sich auch stark für Frauen in Managementpositionen.

Dafür wurde ich von manchen christlichen Kreisen kritisiert, die die Aufgabe der Frau darin sehen, Hausfrau und Mutter zu sein. Davon steht aber nichts in der Bibel. Wir müssen dafür sorgen, dass Frauen ihre Talente entfalten können und niemand auf sie herabschaut, weder in der Kirche noch in der Bankenwelt. Sabine Schüpbach

Auf meinem Nachttisch

Die Kieferninseln
Von Zweien, die sich neu verorten wollen

In Erinnerung an eine Japanreise mit besten Freunden lese ich von einer Reise eines Bartforschers und eines Lebensmüden. Der Nachname des Bartforschers: Silvester. Das hat etwas Abschlissendes. Und in der Tat droht seiner Liebe ein Verschluss; oder Abschluss? Flugs flieht er nach Japan und Yosa gesellt sich dort über Umwege zu ihm.

Während sie in einem dunklen Wald auf Geister gefasst sind, ein Statement: Jeder Selbstmörder, brach es aus ihm heraus, werde umgehend zu einem Rachegeist und suche die Lebenden zu sich in den Tod zu ziehen. Und dann soll Yosa noch etwas über die «tadellose Rasur» der Samurai wissen!

Beide sind unterwegs, der eine Liebeszweifler, der andere auf der Suche nach dem schönsten Platz sich umzubringen. Mit den klassischen Reisebeschreibungen eines alten Wandermönches sind sie unterwegs Richtung Kieferninseln: mit einem Anleitungsbuch zum Selbstmord. Dazwischen werden Haikus geschrieben. Der Mond zieht sie an. Das passt ja, wenn man im Bett liest. Zwei versuchen, sich irgendwie neu zu verorten.

Distanz schafft Nähe. Dieses Thema beschäftigt mich schon länger. Ein Lebensthema. Und dazwischen die Liebesgeschichte des Ahornblatts. «Die Laubfärbung beginnt.» Das der letzte Satz des

Romans von Marion Poschmann. Ein Roman über die Verletzlichkeit des Lebens – bis zu den Kieferninseln hin. Bei aller bärtigen Desillusionierung geschrieben mit feingeschnittenem Humor, beherzt eben, eben wie in japanischen Gärten mit feinen Scheren grosse Kiefern beschnitten werden. Kiefern wie Wolken.

Marion Poschmann: Die Kieferninseln. Suhrkamp, 2017, 160 Seiten, Fr. 28.90



Heinz Ulrich Richwinn
Pfarrer in Zizers



Kristine Braden leitet die Citigroup Schweiz und ist Verwaltungsrätin der Bankiervereinigung (SBVg). Foto: zvg